

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.  
Postcheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262  
Postcheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer, Berlin.  
Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148  
Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend  
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgesandt  
Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

### Schlimmer als die Franzosen

Die ausländische Presse beschäftigt sich eingehend mit den jetzigen deutschen Zuständen, insbesondere mit dem Terror der Nazis. Die ausländischen Zeitungen kommen dabei wie von selbst dazu, die heutigen Zustände mit denen der Ruhrbesetzung zu vergleichen. Dies ist beispielsweise im „Manchester Guardian“, dem großen liberalen Blatte Englands der Fall. Ihm schreibt sein Berliner Korrespondent unter anderem:

„Berlin gleicht einer von einer fremden Armee okkupierten Stadt. Die SA-Männer marschieren in ihren gelbbraunen Uniformen durch die Straßen, selbstbewußt und arrogant, in ganzen Abteilungen oder in einzelnen Gruppen. Ihre Kuriers eilen auf Fahrrädern oder Motorrädern einher, ihre Offiziere in Automobilen. — Wer Zeuge des Ruhreinsatzes der Franzosen gewesen ist, dem wird diese Besetzung des Ruhrgebietes lebhaft in Erinnerung gerufen, wenn er jetzt Berlin besucht; mit dem einzigen Unterschied, daß das Benehmen der Franzosen besser gewesen ist wie das der SA-Männer — die französischen Offiziere und Privatleute waren höflicher. Gewiß haben damals die Franzosen Ausschreitungen begangen, aber es gab weder eine tägliche Liste von Exzessen, wie es jetzt hier der Fall ist, noch haben die Franzosen vollkommen unschuldige Menschen aus reinem Rassevorurteil beleidigt und geschlagen.“

Der Bericht sagt dann, so wie die damalige französische Regierung zur „Rheinischen Republik stand, nicht zuzugend und nicht abgeneigt, so stehe die heutige deutsche Regierung zum „Dritten Reich“. Dort Sympathie mit den rheinischen Separatisten — hier Sympathie mit den SA-Männern! Aber hier wie dort, Separatisten oder SA: es seien in der Hauptsache Menschen der Unterwelt („gangsters“) und Tunichtgute. „Genau wie die Separatisten“, heißt es dann im „Manchester Guardian“ weiter, „sind die SA-Männer mehr als eine öffentliche Belästigung, sie sind eine Plage, auf die sich ein Haß konzentriert, der allein durch die große Disziplin der friedlichen Bevölkerung in Schranken gehalten wird.“

Der Korrespondent des englischen Blattes hätte noch hinzufügen können, daß bei der Ruhrbesetzung deutsche Schwerindustrielle den französischen General Dégoutte zu bewegen suchten, seine Truppen gegen die Ruhrarbeiter zu schicken, während sich heute deutsche Schwerindustrielle eine eigne Truppe geschaffen und bewaffnet haben, die Nazis, und sie gegen deutsche Arbeiter schicken. Diese Truppe, der Schwerindustriellen hat schon mehr deutsche Arbeiter ins Jenseit und aufs Krankenbett gebracht, als die Franzosen während der ganzen Zeit der Ruhrbesetzung.

### Heldenmütter? Dumme Ziegen!

Im preußischen Landtag ist es zu einem kurzen Zwischenspiel gekommen, das im Lärm dieser Zeit nicht untergehen soll. Im Verlauf einer Debatte haben die Nazi den Sozialdemokraten zugerufen: „Gleich kommen wir rüber, ihr Landesverräter!“ Darauf sind einige sozialdemokratische Frauen aufgesprungen und haben den braunen Buben zugerufen: „Unsere Söhne sind auf dem Schlachtfeld gestorben.“ Die Antwort? Ein Naziabgeordneter gröhnte sie den Frauen ins Gesicht: „Ihr dummen Ziegen, dafür wurden sie euch ja gemacht.“

Ja, dafür wurden in wilhelminischen Reiche und werden im Dritten Reich Kinder „gemacht“, damit sie auf dem Schlachtfeld sterben; die „dummen Ziegen“, die deutschen Mütter, haben gemeint, das Leben sei der Sinn der Zeugung, auf das Leben ihrer Kinder komme es an. Es war ein Irrtum: es kommt nur auf den Tod ihrer Kinder an. Sie haben nicht Menschen geboren, sondern nur Menschenmaterial, jede von ihnen war ein kleines Krupp-Werk, eine Munitionsmaschine aus Fleisch und Blut; was sie neun Monate trugen, war nicht ein Kind, sondern ein Stück Kriegsproduktion, was man aus ihrem Schoß hob, war nicht ein Sohn, sondern ein Objekt für Giftgas und Maschinengewehr.

Hohnlachend hat der Naziabgeordnete ihnen zugerufen, warum sie gebären müssen: Im Krieg hat man sie noch „Heldenmütter“ genannt, weil man ihnen die Söhne ermordet hatte; heute sind die Patrioten zynischer und ehrlicher, heute nennen sie die Heldenmütter von einst „dumme Ziegen“. Und die „dummen Ziegen“ sollen dem Kommando der völkischen Bocke gehorchen und weitermachen.

Kindermachen, für den Krieg, für den Tod, damit die Krupp, die Thyssen, die Hitler und die Hohenzollern ihre Geschäfte machen können. Das und nichts anderes ist im Dritten Reich die „hehre Aufgabe“ der deutschen Frau. Sollten die „dummen Ziegen“ nicht endlich störrisch werden?

### Nationalsozialistischer Lohnvertrag

Im Dithmarschen, im Westen Holsteins, ist, wie wir dem „Vorwärts“ vom 14. Juli entnehmen, vor einigen Tagen unter dem Vorsitz des Kreisleiters der nationalsozialistischen Partei mit dem Landbund ein Tarifvertrag für Drescharbeiter abgeschlossen worden. Durch diesen Vertrag werden die Löhne von 50 Pf. auf 45 bis 37 Pf. abgebaut und die tägliche Arbeitszeit von 10 auf 17 Stunden erhöht. Nicht einbezogen in die Arbeitszeit ist das Aufbauen und Abbrechen der Dreschmaschinen, auch nicht die Essenspausen und der Weg von und zur Arbeitsstätte, so daß fortan die tägliche Arbeitszeit an die 17 Stunden betragen dürfte.

Wer über diesen nationalsozialistischen Tarifvertrag staunen sollte, dem sei gesagt, daß es da gar nichts zu staunen gibt. Die Nazis sind doch dazu da, die Arbeiter dem Unternehmer auszuliefern, die Gewerkschaften zu zerschlagen und die Arbeiter, die sich dem widersetzen, niederzuknüppeln. Der Lohnvertrag von Dithmarschen stellt nur den Anfang von der Erfüllung des Daseinszweckes der Nazis dar. Die Vollendung ihres Daseinszweckes soll im Dritten Reiche kommen. Wer dieses wünscht, der gebe seine Stimme den Nazis.

## Um was geht es am 31. Juli?

Bei dieser Reichstagswahl stehen sich wiederum Arbeit und Kapital, Proletarier und Großverdiener, Ausgebeutete und Ausbeuter gegenüber. Es wird abermals gerungen um Freiheit oder Sklaverei, um Demokratie oder Diktatur, um Fortschritt oder Rückschritt. Und bei diesem Streit handelt es sich im Grunde wiederum um die bedeutsame Frage: Mehr Lohn oder mehr Profit?

Je geringer der Lohn, desto williger und rechtloser der Arbeiter; je höher der Profit, desto anmaßender und bevorrechteter der Einstreicher. Dieser Zustand wurde von den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie wesentlich geändert. Den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie ist es im Laufe von Jahrzehnten gelungen, den Lohn zu steigern und die politischen Rechte der Arbeiter zu mehren. Sie wurden politisch gleichberechtigt, erhielten ein Mitbestimmungsrecht im Betriebe, die kranken und erwerbslosen Proletarier bekamen eine einigermaßen auskömmliche Unterstützung, dazu den Tarifvertrag, wodurch der Unternehmer gehalten ist, jedem Arbeiter einen bestimmten Mindestlohn zu bezahlen. Das bedeutet eine merkliche Einschränkung der Beutefreiheit und der Vorrechte der Kapitalisten. Darum hassen sie die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie; darum geifern sie wie Berserker gegen den „Marxismus“.

Die kapitalistische Wirtschaft ist seit dem Kriege immer tiefer in den Sumpf gekommen. Hieran hat die schmähliche Unfähigkeit der sogenannten Wirtschaftsführer ein vollgerüttelt Maß von Schuld. Die Regierungen desgleichen. Deren ganze Kunst bestand schließlich nur noch darin, möglichst viel Geld aus den arbeitenden Schichten zu pressen, um die aufgeblähte Wirtschaft mit dem Rattenschwanz von Direktoren, Rentenschluckern, Syndicis, Antreibern und Aufpassern zu füttern. Um dies zu vollbringen, wurde die Arbeitslosenunterstützung gekürzt, die proletarischen Renten abgebaut, die Löhne vermindert und die Massensteuern erhöht.

Aber selbst wenn die Ausplünderung der Masse noch ärger betrieben werden sollte, was die Absicht der Herrenkaste ist, die kapitalistische Wirtschaft ist nicht mehr gesund zu machen. Das merken auch ihre Nutznießer. Sie ahnen schließlich auch, daß es zu einer neuen Wirtschaft kommen muß, aber zu einer, in der es keine Freikostplätze mit Herrenrechten mehr gibt.

Für den Kampf um die Erhaltung ihrer Futtertröge haben die Nutznießer der Wirtschaft sich eine Privatarmee geschaffen: die Nazis. Damit ja nicht gezweifelt werden kann, wem die Nazis dienen, hat ihnen zuliebe die Regierung der Barone die verhasste Volksvertretung aufgelöst und das Uniformverbot aufgehoben.

Und wer ja noch nicht wissen sollte, gegen wen die Nazis bewaffnet, uniformiert und ausgehalten werden, der betrachte die vielen Menschen, die sie umgebracht, die Häuser, die sie gestürmt, die Familien, die sie überfallen haben. Es sind Menschen und Einrichtungen, die die Todfeinde der Arbeiterklasse hassen. Es sind Menschen und Einrichtungen, die der Herrenkaste im Wege

sind. Es sind Menschen und Einrichtungen, die der proletarischen Freiheit dienen. Darum wurden sie von den Nazis vernichtet, überfallen oder zerstört.

Die Nazis tun das natürlich nicht umsonst. Sie verlangen Lohn für ihre Taten. Sie haben bisher schon viel in bar erhalten. Sie sollen noch mehr bekommen. Ihnen sind die Stellen in der öffentlichen Verwaltung in Aussicht gestellt. Sie sollen Leiter des Arbeitsdienstes werden. Sie sollen als Vorgesetzte in öffentliche Betriebe kommen. Dies zu dem Zweck, die Arbeiter im Zaum zu halten, damit das Geschäft der Ausbeutung auch weiterhin gelingt. Damit die oberfaule kapitalistische Wirtschaft weiter faulen kann. Damit ihre Nutznießer die Freikostplätze behalten können.

So hätte denn die Arbeiterklasse künftig nicht nur die ganze kapitalistische Nutznießerschaft zu ernähren, sondern auch noch für deren zehntausendköpfige Feldwebelschaft, für die Nazis, zu schenken. Und was jene und diese kosten, das wird abgehen vom Arbeitslohn und von den sozialen Unterstützungen; das muß aufgebracht werden durch Steuern der Masse.

Der Plan ist zu schön, um zu gelingen. Seine Urheber irren sich, wenn sie meinen, die deutsche Arbeiterschaft lasse sich abermals zu Sklaven und Arbeitsvieh erniedrigen oder daß sie den nationalsozialistischen Feldwebel ruhig hinnehme. Die Arbeiterschaft hat wohl erkannt, auf was der Plan abzielt. Sie hat sich darum in ganz kurzer Zeit bereit gemacht zum Kampf. Ihre Eiserner Front reicht bis ins letzte Dorf. Die Dreipfeile schwirren in ganz Deutschland.

Die Arbeiterschaft hat es mit Bismark, dem Manne von Blut und Eisen, aufgenommen und ihn besiegt. Und wie schwach war sie damals! Die Arbeiterschaft hat es jetzt mit der Kraut- und Schlotjunkschaft und ihren Nazis aufgenommen und wird auch diese besiegen. Kein Zweifel kann daran sein. Denn jeder Anschlag, den die Herrscherkaste gegen die Arbeiterschaft verübt, treibt diese zu immer stärkerem Widerstand an. Und wenn die Herrscherkaste zum letzten Schlage gegen die Arbeiterschaft ausholt, wird es die Arbeiterschaft gegen ihren Todfeind ganz bestimmt auch tun.

Die Arbeiterschaft ist heute kampfbereiter denn je. Sie wird es bis zum 31. Juli noch mehr sein.

Sie wird in alle Dörfer und Städte gehen, um Freunde für ihre Sache zu werben: für die Sache der Freiheit!

Sie wird an jeden Schraubstock, an jede Stempelstelle, an jeden Tisch ihre Botschaft tragen: die Botschaft der Freiheit!

Sie wird jeden Zaghaften, jeden Verzweifelnden, jeden Wankelmütigen mit frischem Glauben erfüllen: dem Glauben an die Freiheit!

Mit jener Botschaft und diesem Glauben wird die Arbeiterschaft am 31. Juli zur Urne gehen. Und dort hin wird sie der feste Wille tragen, die Kraut- und Schlotjunkschaft samt ihren Nazis zu schlagen!

Die wirkliche Arbeiterpartei muß siegen,  
die Sozialdemokratie!

### Wie wär's mit dem Schornstein?



Der Führer: „Ich und mein Vorgänger haben die Räder schon um ein Drittel verkleinert — — —“  
Der Einzeiler: „Zwecklos, die Räder müssen ganz weg!“

### Eiserne Front im Angriff

Mit Beginn dieses Monats hat auch nach außen der Kampf um die politische Macht begonnen. Im ganzen Reich sind in mächtigen Kundgebungen die Männer und Frauen der Eisernen Front aufmarschiert, haben ihre Fäuste erhoben und mit dem Ruf „Freiheit“ ihren unerschütterlichen Willen bekundet, den Faschismus niederzuschlagen.

Die größte aller Kundgebungen und zugleich auch die bedeutungsvollste, weil sie repräsentativen Wert hat, war nach übereinstimmendem Urteil der Bevölkerung und der gesamten Linkspresse — einschließlich der „Roten Fahne“, wo man es allerdings zwischen den Zeilen lesen mußte — der Aufmarsch der Eisernen Front Berlins im Lustgarten, allwo in allernächster Nähe am Busen der alma mater heute sich die teutonische Jugend auf Kosten der Steuerzahler Wissen und Kenntnisse aneignet, um dereinst als „Blüte der Nation“ das Volk zu regieren und zu verwalten.

Der Aufmarsch im Lustgarten war die gewaltigste republikanische Demonstration, die Berlin bisher gesehen hat. Noch niemals hat eine Partei einen ähnlichen Aufmarsch zustande gebracht. Niemals hat die Hitler-Partei auch nur annähernd eine solche Massenbeteiligung erreichen können. Eine große und erhebende Begeisterung beherrschte die zweihunderttausend Demonstranten. Marschierende und Spalierbildende standen im Banne unseres neuen Symbols, der drei Freiheitspfeile. Überall wurden sie begeistert begrüßt und durch „Freiheit!“-Rufe gefeiert.

Was da in Berlin und in ganz Deutschland als Auftakt zum Wahlkampf aufmarschierte, waren die Massen denkender Arbeiter und Arbeiterinnen, waren die Besten des Volkes. Sie wollen keine Junkerregierung, sie kämpfen gegen Hitler und seine Privatarmee, gegen Gewalt und Terror, gegen die von der heutigen Reichsregierung sanktionierten SA-Kasernen, diese Brutstätten des Bürgerkrieges. Sie wollen Freiheit, politische, wirtschaftliche und kulturelle Freiheit! Das war ein Auftakt, der zu den besten Hoffnungen berechtigt. Die Signale sind gegeben. Der Volkssturm muß den Faschistenspuk hinwegfegen.

# Das Ende der Reparationen

Kaum je ist eine Konferenz mit solch gespannter Aufmerksamkeit verfolgt worden, wie die von Lausanne. Die starke Spannung, der starke Druck von außen hat bedeutend dazu beigetragen, daß diese Konferenz nicht auch wieder ausging wie das Hornberger Schießen. Ihr Ergebnis ist beachtenswert. Dies wird einem erst ganz offenbar, wenn man das, was bislang galt, mit dem vergleicht, was künftig gelten soll.

In Versailles war man der Meinung, daß Deutschland etwa 250 Milliarden Mark an die Siegermächte zu zahlen habe. Diese Übergeschnaptheit der Versailler Diktator wurde allerdings bald auf 132, und schließlich durch den Youngplan auf 38 Milliarden gestaucht. Es blieb aber immer noch auf lange Zeit eine jährliche Leistung von 1,6 Milliarden. Diese Summe wäre vielleicht zu zahlen gewesen, wenn das Ausland die deutsche Warenausfuhr nicht mit schier unübersteigbaren Zollmauern gehemmt oder wenn Deutschland im Auslande weiterhin Geld bekommen hätte. Doch diese Voraussetzungen verschwanden mit der Verschlimmerung der Wirtschaftskrise. Deutschland konnte einfach nicht mehr die vertragliche Summe entrichten. Und wenn im vorigen Sommer der amerikanische Präsident nicht mit einem Schuldenfeierjahr gekommen wäre, hätte es einen Kladderatsch gegeben, der auch manchem anderen Lande übel bekommen wäre.

Das Schuldenfeierjahr lief jetzt ab. Es mußte darum irgendeine Lösung gesucht werden. Ihr weiterer Aufschub wäre sehr verhängnisvoll gewesen, und keineswegs für Deutschland allein. Der unheilvolle Reparationsstreit hing allen Völkern zum Halse heraus. Sie waren allgemach inne geworden, daß die Reparationen auch für die Empfänger, also die Siegermächte, mehr als unnützlich sind. Überdies vergiftete der Streit die internationale Atmosphäre und bot den Nationalisten allerwärts eine ergebnislose Möglichkeit zum Hetzen. Was Wunder, daß bei allen Völkern der Wunsch nach Beendigung des Streits immer allgemeiner gefordert wurde.

Dieser Stand der Dinge konnte seine Wirkung auf die in Lausanne versammelten Staatsmänner nicht verfehlen. Keiner durfte es wagen, in den Geruch zu kommen, die Konferenz sabotiert zu haben. Und so ist es denn dort nach vierwöchigem Hin und Her zu einem erfreulichen Fortschritt gekommen. Worin besteht nun dieser Fortschritt?

Deutschland soll noch eine Abschlußzahlung von 3 Milliarden Mark zahlen. Die Zahlung beginnt drei Jahre nach der Annahme des Abkommens. Für die 3 Milliarden hat Deutschland an die Internationale Bank in Basel Schuldverschreibungen zu geben. Was von diesen Papieren binnen 15 Jahren auf dem Geldmarkt nicht untergebracht ist, wird vernichtet. Die 3 Milliarden sind mit 5 vH zu verzinsen, wozu 1 vH zum Amortisieren kommt. Dies würde eine Jahreszahlung von 180 Millionen Mark ergeben, und nach 37 Jahren wäre die sogenannte Abschlußzahlung entrichtet. Somit hätte Deutschland (im allerrünstigsten Falle) nur wenig mehr als ein Zehntel der Summe zu leisten, die der Youngplan vorsah. Außerdem gelten die Zahlungen nicht mehr als Reparationen, sondern als Leistungen für den Wiederaufbau.

Noch länger bei der Geld- oder Zahlungsgeschichte zu verweilen, ist überflüssig. Dies schon darum, weil die Zahlungen von Voraussetzungen abhängig gemacht sind, deren Eintreffen heute recht fragwürdig erscheint. Die festgesetzten 3 Milliarden können in der Praxis auch nur 1,5 Milliarden oder noch weniger ausmachen. Und man kann auch, ohne ein großes Wagnis einzugehen, behaupten, daß selbst die nun festgesetzten Zahlungen über kurz oder lang in Vergessenheit geraten sein werden. Denn wer weiß, was der rasende Wirbel der Geschehnisse nächstens nicht noch alles hinwegfegen wird?

Man wird nun fragen, wenn auch jenseits der Grenzen der Wunsch allgemein und stark war, mit den Reparationen Schluß zu machen, wie kam es denn, daß man immer noch eine Zahlung von 3 Milliarden festsetzte? Der Grund hierfür ist weniger im Auslande, als in Deutschland zu suchen. Hier hatten die Nationalisten seit Jahr und Tag geschrien, daß kein Pfennig mehr gezahlt werde und zum Beweise dafür den Nachbarn ihren Kriegesgeist mitsamt den Schießseisen und Dolchen gezeigt; hier hatten die Politiker heiß beteuert, daß einfach nichts mehr gezahlt werden könne und zum Beweis dafür die leeren Taschen — der Arbeiter, Erwerbslosen und der proletarischen Rentner gezeigt. In Lausanne aber, wo Deutschland von Leuten vertreten war, die voll nationalistischen Geistes sind, waren dieselben Leute geneigt, noch höhere Zahlungen zu leisten, wenn die Gegenseite politische Konzessionen mache. Konzessionen, wie beispielsweise Wehrfreiheit, das heißt Aufrüstung. Dies mußte die andern Staaten stutzig machen. Die Bereitschaft zu höheren Zahlungen und Vermehrung der Rüstungen konnte den Glauben an die so laut betonte deutsche Armut nicht gerade stärken. Verständlich genug, daß nun die Neigung zur völligen oder fast völligen Streichung der Reparationen einen argen Stoß erhalten hatte. Man einigte sich, und es blieb bei 3 Milliarden, dank der diplomatischen Fähigkeit des Herrn von Papen.

So wäre denn endlich unter das schwarze Kapitel, das von den Holzköpfern in Versailles geschrieben wurde, der Schlusstrich gesetzt. Ehe es dazu kam, mußten dreizehn Jahre vergehen. In dieser Zeit haben die Völker viel von ihrer Wohlfahrt verloren und Millionen Arbeitslose bekommen, haben sich ihre öffentlichen Kassen geleert und die Listen der geschäftlichen Bankrotte verlängert, ist der Nationalismus mächtig emporgewuchert und der Glaube an den endlichen Völkerverfrieden beängstigend gesunken. Um 38 Milliarden Reparationen auszustreichen, sind den Völkern Hunderte von Milliarden neuer Lasten geworden. Die Völker hätten das billiger haben können. Lange vor dem Kriege hat ihnen schon Norman Angell in seiner „Großen Enttäuschung“ klar gemacht, daß der Krieg für alle beteiligten Völker ein gleich kostspieliges Geschäft ist, und

daß sie alle, die sogenannten siegreichen wie die besiegten, die Kriegskosten zu zahlen haben. So einfach diese Binsenwahrheit ist, erst dreizehn Jahre lange Drangsal konnte sie den Völkern einbleuen.

Die Genugtuung über das Ergebnis von Lausanne wird freilich beträchtlich gedämpft durch die Kunde, daß außer dem Abkommen über die Reparationen noch ein Abkommen zwischen Frankreich und England getroffen worden sei, in welchem geschrieben stehe: das Abkommen mit Deutschland über die Reparationen wird erst dann von den anderen Mächten angenommen, wenn diese zu einer befriedigenden Lösung ihrer Schulden mit Amerika gekommen sind; wenn diese Lösung nicht zustande kommt, muß eine neue Konferenz stattfinden. Ohne die Tragweite dieses „Gentleman-Abkommens“ irgendwie leugnen zu wollen, möchten wir doch sagen, daß dadurch der Strich unter den Reparationen schwerlich wieder weggewischt werden wird. Denn die Reparationen sind begraben. Das Grab ist verrammelt durch einen Montblanc von ehernen Tatsachen, die wegzuhoben sich nur ein Narr vermessen könnte. Wenn aber der Totenschein von Lausanne ja noch nicht für ausreichend gehalten werden sollte, dann wird man eben noch einen auszustellen haben.

Von der Beendigung des Reparationsstreits wird vielerseits eine sehr günstige Wirkung auf die Wirtschaft, ein Hochgang des Handels und des gegenseitigen Vertrauens erwartet. Das dünkt uns ein Irrtum, und kein kleiner. Zwar hat die nationalsozialistische und schwerindustrielle Presse jahrelang laut geschrien, die „Tributlast“ sei an allem Übel schuld. Allein, das war ordinäres Geflücker, dazu gemacht, um die Aufmerksamkeit von den eigenen Sünden abzulenken und um Dumme zu fangen. Man wird froh sein können, wenn durch das Lausanner Ergebnis das Tempo des wirtschaftlichen Niedergangs aufgehalten, verlangsamt wird. Den Niedergang rückläufig zu machen, heischt Maßnahmen, die das heutige Geschlecht von Staatsmännern und Wirtschaftsführern, allesamt dem Kapitalismus verschrieben, unmöglich treffen können. Es sind Staatsmänner und Wirtschaftsführer mit neuen Gedanken und ohne die kapitalistische Scheuklappe unerläßlich. Vorderhand aber verammeln die Mißwirtschaftsführer noch den Weg ins Freie. F. K.

## Wahl-Alarm

Es dröhnt der Ruf an alle Wähler,  
An jede Frau, an jeden Mann:  
Erhebt euch gegen eure Quäler  
Und tretet alle, alle an!  
Ja, tretet an mit heiligem Grimme  
Zur Urne, daß sie eiserne klirrt,  
Weil jede, jede, jede Stimme  
Jetzt Weltgeschichte schreiben wird!

Soll denn der Landsknecht jetzt regieren?  
Der Junker, der Kapitalist?  
Soll sich der Mord mit Lorbeer zieren?  
Soll Herrscher sein der Terrorist?  
Soll die Gewalt das Recht bespucken?  
Soll der Revolver Richter sein?  
Soll sich der freie Bürger ducken?  
Soll das Kosakentum gedeih'n?

Erseht ihr Wilhelms Polterschnute?  
Erseht ihr den Kasernendrill?  
Erseht ihr wohl die Hakenknute,  
Mit der man euch kuranzien will?  
Die Geier kreisen um die Beute  
Und spähen mit brutalem Blick.  
Sebant auf, schaut auf, ihr Arbeitsleute,  
Sonst habt ihr sie bald im Genick!

Dem Reichen wird noch mehr gegeben,  
Dem Armen nimmt man noch den Rest.  
Jetzt geht's um Freiheit wie um Leben,  
Drum wählt, erstickt die Nazipest!  
Wehrt euch mit eisenhartem Grimme,  
So daß die Wahlfront kracht und klirrt,  
Weil deine, meine, jede Stimme  
Jetzt Weltgeschichte schreiben wird!

Victor Kalinowski.

## Faulenzer und Spitzbuben

Die Arbeitslosen haben ihre Arbeitsplätze nicht freiwillig verlassen, sondern sind vom Unternehmer auf die Straße geworfen worden. Die Arbeitslosen möchten nichts lieber, als arbeiten, damit sie die öffentlichen Almosen nicht mehr brauchen. Jeder anständige Mensch wird das anerkennen und den Arbeitslosen tatkräftig helfen. Was aber tun die Nazis? Hierin wir:

Der Professor Fritz Behn schreibt im nationalsozialistischen „Völkischen Beobachter“:

„Arbeitslosenunterstützung macht arbeitsscheu. Man kann schon von einer Arbeitsflucht sprechen.“

Naziabgeordneter Falk-Planen:

„Die Sozialrentner sind Faulenzer und Spitzbuben, die in den Wald gehen und Holz stehlen. Sie kollern bis früh um 4 Uhr im Wirtshaus herum und kloppen Skat.“

Reichstagsabgeordneter Feder:

„Es ist unerträglich, daß die Gesunden für die Minderwertigen arbeiten und durch eine ansüßliche soziale Gesetzgebung auch noch . . . einem Untermenschen-tum die weitere Lebensmöglichkeit erhalten . . .“

„Faulenzer und Spitzbuben!“ Am 31. Juli haben die Arbeitslosen Gelegenheit, den Nazis die gebührende Quittung zu geben.

## Entscheidung über den Lohn

Jeder Arbeiter erinnert sich noch des Ruhrkriegs. Er wurde von den deutschen Schwerindustriellen angesetzt. Deren Schreimaschinen brüllten aus, es handle sich dabei um die nationale Ehre. Um was es sich in Wirklichkeit handelte, wurde man bald gewahr: Die Inflation, der größte Raub der Geschichte, begann. Die Mittelschichten und Rentner wurden ihres mühselig ersparten Vermögens beraubt, die Arbeiter mußten für ein Trinkgeld schanzten — während die Schwerindustriellen sich Herzogtümer zusammenschachtelten. Man denke nur an Stinnes und seinen Kreis. Von diesem wurde der Ruhrkrieg planmäßig benutzt, den letzten Groschen aus der Tasche der Masse zu holen, den Arbeiterlohn auf Kultiefe zu drücken und den Achtstundentag zu rauben. Während dieser Raub vollzogen wurde, war der jetzige Hapak-Direktor Cuno Reichskanzler!

Gleich nach Beendigung der Inflation gingen die Gewerkschaften tatkräftig daran, die Löhne zu heben. Ihren schwersten Kampf hatten sie, wie immer, mit den Nutznießern des Ruhrkriegs, den Schwerindustriellen, den heutigen Geldgebern der Nazis, auszustehen. Immerhin, es gelang den Gewerkschaften, die Löhne wieder hochzubringen. In welchem Maße, zeigt die folgende Aufstellung:

Tarifmäßige Löhne in Pfennig je Stunde		
	Gelernte Arbeiter	Ungelernte Arbeiter
1913 . . . . .	66	40
Anfang 1924 . . . . .	58	44
Anfang 1930 . . . . .	112	84
Steigerung ab 1924 in vH . . . . .	93	91

Eine solche Lohnaufbesserung in sechs Jahren war nur dadurch möglich, daß die Gewerkschaften und deren politische Vertretung, die SPD, mit aller Energie daran gingen, das Los der Arbeiterklasse zu verbessern. Man sprach von einem politischen Lohn. In der Tat war die Steigerung sowohl des Nominal- als des Reallohns nur infolge des politischen Einflusses möglich, den sich die Hand- und Kopfarbeiter errungen hatten.

Mit dem ersten Wahlsieg der Nationalsozialisten im Jahre 1930 setzte die Verschlechterung ein. Die Wirtschaftskrise wurde dadurch unnötig verschärft. Das deutsche Unternehmertum witterte Morgenluft. Es versuchte die verlorenen Position zurückzugewinnen. Die Wirtschaftskrise bot den gewünschten Anlaß dazu. Je stärker die nationalsozialistische Flut stieg, je frecher die wirtschaftliche und politische Reaktion ihr Haupt erhob, desto niedriger wurden die Löhne und Gehälter.

Jetzt stehen wir vor der großen Frage, ob in der Zukunft das System der Tariflöhne überhaupt bestehen bleiben soll. Die Adelsregierung will hier, gestützt auf die Hitlerbewegung, „reinen Tisch“ machen. Unter dem Schutze der Wirtschaftskrise und einer Ausnahmegesetzgebung soll alles das beseitigt werden, was die Gewerkschaften und die SPD in fruchtbringender Arbeit aufgebaut haben. Der Wahlausgang am 31. Juli entscheidet neben vielem anderen auch über die Löhne der Zukunft.

## Zweierlei Bonzen

Was ist ein Bonze? Eigentlich ein buddhistischer Priester. In der Nazisprache ist es ein ehemaliger Arbeiter, der jetzt als Parteifunktionär ein Amt innehat, oder einer, der auf Grund seiner persönlichen Eignung und seiner Parteizugehörigkeit in ein staatliches Amt berufen wurde.

Braun und Severing, Ebärt, Wels und Thälmann sind nach dieser Anschauung Bonzen.

Was aber ist in dieser Sprache Adolf Hitler? Der war früher Anstreicher oder Dekorateur, ist nach dem Kriege Parteihauptling geworden und lebt seit zehn Jahren von den Geldern seiner Partei. Er ist also ein Oberbonze! Mehr noch: Um deutscher Staatsangehöriger zu werden, wurde er zum Schein und ohne jede Kenntnis zum braunschweigischen Regierungsrat ernannt — er ist also Bonze in doppelter Eigenschaft.

Was ist Herr Straßer? Er war früher Apotheker in Landshut in Bayern. Seit zehn Jahren lebt er von der Partei, ist Organisationsleiter der Nazis, also in ihrer Sprache ein Bonze.

Was ist Herr Klages in Braunschweig? Auf Grund seiner Nazizugehörigkeit Minister des braunschweigischen Staates geworden, würde auf ihn die gleiche Bezeichnung zutreffen.

Was ist Herr Röver, Ministerpräsident in Oldenburg? Er war Handlungsgehilfe in einem Kaffeegeschäft, ist seit 1928 Gauleiter der Nazi-Partei und wurde von der Partei bezahlt. Jetzt ist er Ministerpräsident in Oldenburg, also in der Nazisprache ein ausgewachsener Bonze.

Goebbels, Graf Reventlow, Dr. Rosenberg, Feder, sie alle leben in irgendeiner Form von den nationalsozialistischen Partei- und Zeitungseinrichtungen, sind also Bonzen, Oberbonzen, Mandarinen.

Der Reichstag hat unter 107 nationalsozialistischen Abgeordneten über dreißig Bonzen, im Preussischen Landtag sind es doppelt soviel.

So widerlegen die Nazis ihre eigenen Schlagworte — die geboren wurden nur aus Haß gegen die Arbeiterklasse.

Schämen müßten sich die Leute, die sich selbst Arbeiterpartei nennen und die sich selbst beschmutzen, indem sie die Gewerkschafts- und Parteiangestellten, die sich unter steter Verfolgung und Mühe aus der Tiefe heraufgearbeitet haben, als Bonzen beschimpfen.

Diese Bonzen haben immerhin etwas vollbracht. Oder etwa nicht? Wer hat die Arbeiterversicherung eingeführt? — diese Bonzen. Wer hat die Sätze der Invalidenversicherung ständig heraufgesetzt? — diese Bonzen. Wer hat Mutterschutz und Wöchnerinnenfürsorge geschaffen? — diese Bonzen. Wer hat Millionen Armer aus den Mietskasernen in Siedlungen untergebracht? — die sogenannten Bonzen.

Was haben dagegen die Bonzen der Nazis außer ihrem großen Mundwerk aufzuweisen? Standen sie jemals in einem Kampf um die Erhöhung der Löhne gegen die Unternehmer? — nein, sie gehen zu Festessen zu den Unternehmern!

Haben die Bonzen der Nazis jemals Rechte und Freiheiten für das arbeitende Volk errungen? — nein, sie wollen sie beseitigen und den Zwangsdienst, ein Zuchthaus für die Arbeiter einrichten!

Haben die Bonzen der Nazis jemals dort, wo sie an der Macht sind, wie in Mecklenburg, Braunschweig, Segensreiches geschaffen? — nein, sie haben dort mit Gewalt, Gummiknüppel und Revolvern gewütet — gegen die Arbeiter!

## Ist denn bekannt,

daß alle deutschen Volksgenossen, auch diejenigen, die jetzt nationalsozialistisch wählen, ihre Staatsbürgerrechte der Sozialdemokratie verdanken . . .

daß die Frauen, auch diejenigen, die für Hitler schwärmen, nur deshalb wählen dürfen, weil die Sozialdemokratie ihnen die Gleichberechtigung erkämpft hat . . .

daß die Arbeitslosen früher nur Almosen bekamen, wofür sie ihre Bürgerrechte verloren, und daß die Arbeitslosenversicherung erst von der Sozialdemokratie durchgesetzt wurde?

# Stahlbad Anno 17

Kriegsroman von Peter Riss Copyright 1930 by Fackelreiter-Verlag GmbH, Hamburg-Bergedorf

Verfluchter als verflucht aber ist der Soldat — — —  
 er darf nicht weinen, denn dann verachtet man ihn . . .  
 er darf nicht „Bruder“ sagen zu seinem Nächsten, der neben ihm wankt, — denn dann ist er hochverratsverdächtig,  
 er darf nicht lächeln, — denn man deutet seine Freude als Auflehnung und knebelt ihn und jagt ihn in die Schützengräben — — —  
 er hungert, er friert, er sinkt in glühenden Sand und ver-schmachtet . . .  
 er darf nur marschieren, singen und sterben — — —  
 man gibt ihm bunte Fahnen, blinkenden Stahl und leuchtende Orden, solange er lebt, —  
 aber man zieht ihm die Ringe von den erstarrten Fingern, die Stiefel von den erkalteten Beinen und läßt ihn liegen und verfaulen in einem Erdloch, das er sich selber graben mußte, — man tritt auf ihn wie auf eine Grabensohle und nimmt ihn als Kugelfang, wenn er verreckt ist, . . . aber die am grünen Tisch und die Pfaffen aller Nationen sagen, er sei „gefallen für das Vaterland“, — „gestorben auf dem Felde der Ehre“ . . .  
 der lebende Soldat hat keine Ehre, man nennt ihn „Hammel“ und „Schwein“, —  
 nur das Feld, auf dem er gemordet wurde, ist das „Feld der Ehre“, — denn die einzige Ehre des Soldaten ist, ermordet zu werden . . .

Und wehe, wenn der Mensch in ihm wach wird in einer stillen Stunde, wenn er in die Gärten seiner Seele zurückkehrt: dann ist er die unglücklichste Kreatur der Welt . . .  
 Die Nacht ist voller Winde. Ich liege auf meiner Pritsche und lausche dem seltsamen Raunen in dem Kanonenofen unsrer zugigen Baracke.

Nachts ist es schon kalt; der Herbst kommt näher: abends, wenn wir vor den Baracken stehen, zeigt dieser und jener Kamerad nach dem Horizont, an dem die Sonne früher untergeht und einen blutroten Streifen in den Wolken zurückläßt.

Sie stehen sinnend und sprechen nicht viel; denn mehr als je denken sie an die Front, an das unbekannte Land, das sie ansaugt in seine Trichter, Gräben und Drahtverhaue. Und sie denken an die Heimat, an ihre Fabrik oder an ihren Acker, und dann springt sie plötzlich wie ein großes, grausames, fremdes Tier der Gedanke an ihren Tod an, und sie fühlen, wie ihr Herzschlag auf Sekunden aussetzt. „An — den — Tod“ . . .  
 o, es ist so leicht gesagt; aber es reißt am Herzen, denn wir sind so jung, und mit achtzehn Jahren ist der Gedanke an den Tod erfüllt mit Angst und Bitterkeit.

Es ist eine mondhele Nacht wie damals bei Langers Tod. Ich liege und lausche und muß immerfort an meinen toten Kameraden denken: ich weiß nicht einmal, wo er begraben liegt; denn die Beerdigung ging in aller Heimlichkeit vor sich. Aber der gleiche Mond, der durch die breiten Fenster der Baracke leuchtet, — er scheint auch auf den kleinen Hügel, unter dem du still und bleich liegst, — wo du den Hunger nicht mehr fühlst, wo du Ruhe hast vor deinen Schindern, so wie du es wolltest, wo du nichts weißt von den beklemmenden Gedanken, der um unsere Stunden kreist.

Ich könnte dich beneiden, Heini Langer, — ich könnte dir sogar nachfolgen, jetzt, in dieser Stunde schon, wenn ich es wollte: es ist ja so einfach, und meine Verzweiflung und mein Hunger und mein Lebensüberdruß sind groß und würden für den Strick oder die Kugel genügen. . . . es ist ja so einfach, davonzugehen; aber: ich habe geschworen, dich zu rächen, — ich und noch einer, der dort hinten auf seinem Feldbett mit geballten Händen liegt und schläft. Vielleicht träumt er von dem Tag, den wir herbeisehen.

Mir fällt ein Märchen aus der Kinderzeit ein, es handelt von einem kleinen Jungen, der eine große Sehnsucht in sich trug, — und dieser kleine Junge bin ich. Der kleine Junge in dem Märchen hatte auch keine Heimat, und deshalb ging er nachts über Wiesen und Felder, durch die Heide und durch den Wald und suchte und suchte und wußte nicht was, und weil ihm niemand half mit güterer Stimme und güteren Händen, darum blickte er über sich in die Sternennacht und wurde ruhig und wanderte weiter und weiter, als wüßte er jetzt sein Ziel. Und eines Morgens fanden ihn Knechte auf dem Felde: er war tot, aber er lächelte, — denn er hatte das Bild der Sterne in seinen ewigen Schlaf und Traum mit hinübergenommen. — Dieser kleine Junge bin ich, und ich wünsche, daß ich unter den Sternen einschlafe und nie wieder erwache, und finden kann mich dann, wer will.

Wie arm sind wir! Keine Antwort wird uns. — Ob wir einsam gehen oder in Kompanien marschieren: immer, immer gehen wir allein. — — — Was wissen wir voneinander, als daß wir alle leiden müssen und Bettler sind im Nebel, da einer den andern nicht sieht. Wir wissen nichts von der nächsten Stunde, und sicher ist nur der Tod.

Um einen Beutel Kartoffeln!  
 Truppenübungsplatz Döberitz — — — Ort der Qualen, Land des Hungers . . .  
 Döberitz — — Flächen ohne Ende — — Sand — Sand — Sand und Horizont.

Döberitz — wieviel Schweiß armer, gepeinigter Rekruten saugtest du in deine Erde! Über deine Exerzierplätze fegt das Brüllen der Unteroffiziere, schleppt sich das Keuchen der grauen Ellenbleiber, kriechen die Seufzer der hungernden Soldaten, die niemand schützt vor der Brutalität des preußischen Militarismus, die niemand sättigt.

Grausam und unerbittlich bereitest du uns vor auf die letzten Märsche in das Land der Granaten und Flammenwerfer.  
 Jede Stunde stößt uns weiter fort aus den letzten Gedanken unserer geschändeten Jugend, jagt uns vor in die Unbarmherzigkeit des Krieges, der uns verschlingen soll, dessen Bauch wir füllen sollen: arme Söhne des Proletariats, numerierte Massen . . .

Wir kennen nicht mehr unsere Vergangenheit, wir sind dem satanischen Atem der Gegenwart geopfert und sollen die Acker der Zukunft mit unseren Leibern düngen. Wir sind zeitlos — gespenstisch huschen wir mit Helmen, Bajonetten, Maschinengewehren und Gasmasken durch Tag und Nacht: Kinder mit dem Handwerk von Mördern . . . unentrinnbar treiben wir dem letzten Tage unseres qualvollen Lebens zu.

Zerschlagen erheben wir uns in der Frühe, todesmüde taumeln wir abends in die Baracken. Erstorben ist das persönliche Denken. Nur manchmal spukt in uns ein fernes Bild aus den Tagen der Kindheit: eine Jugendschar am Bach, Spiele mit Speer und Tomahawk und Tänze um Zelte und Lagerfeuer. — wilde Romantik Karl Mayscher Gestalten. — Man lächelt plötzlich zwischen Sturmangriff und Laufwechsel am Maschinengewehr, . . . die Mutter ruft aus dem Fenster: „Peter! Komm rauf, mein Junge . . . Abendbrot!“ . . .

„Schützen wechseln!“  
 Kilb, Bumann und ich, wir drei stehen hinter dem schweren Maschinengewehr und rennen uns gegenseitig bei den schnell aufeinanderfolgenden Befehlen fast um.  
 Es geht schon über eine halbe Stunde so: Einer vorne am Gewehr, einer hinten, der Dritte trägt die schweren Wasser- und Patronenkästen, immer abwechselnd: „Schützen wechseln! Schützen — wechseln!“ Dreimal, zehn-, zwanzig-, fünfzigmal:

„Auf, marsch marsch! Hinlegen! Auf, marsch-marsch!“ Das ist immer wieder der brutale Befehl, der uns über die Ebene peitscht. Zehn, zwanzig Meter, immer weiter rennen wir vor über das weite, weite, tiefgehaltene Feld, das keinen Schatten hat, keuchen wir über diese verfluchte Wüste.

Hier kann das Scheusal sich austoben, dieser neue Schinder, dem wir zugeteilt sind, der uns drei bewußt aus dem Zug herausgenommen hat. An Bumann und mir will er seine Wut auf die Hamburger auslassen, und wegen Kilb wird er Anweisung von oben haben. Es ist ein Unteroffizier, ein uns bisher vollständig Fremder, der plötzlich zum Zug kam, — ein Magdeburger. Er hat eine von der Mitte ab nach der Seite zu gebogene, grobknochernen Nase, die ihn zu einem Verbrechertyp zeichnet. Er strömt eine unheimliche Brutalität aus, steht immer einige Schritte vor uns, wenn wir mit pfeifendem Atem nach Luft ringen und ihn von unten wie flehend anstarren, den nächsten Befehl erwartend.

Es wird gemunkelt, er habe einmal in Berlin eine Braut gehabt, die aber später mit einem Hamburger Gefreiten durchging: Grund genug für ihn, vor allem alle Hamburger nach Herzenslust zu quälen, um so an diesen unschuldigen Opfern wegen seiner mißglückten Liebschaft Rache zu nehmen.

Wieder steht er vor uns, hat die Hände in die Hüften gestemmt, wackelt mit den Schenkeln und hat den Kopf etwas schief gelegt. Seine Augen funkeln wie die eines tollwütigen Hundes: „Euch will ich schon kriegen, ihr Wasserpolacken! So schön allein, wie wir hier sind!“

Wir sind abgeriegelt von aller Menschlichkeit und den Gelüsten eines wüsten Sadisten schutzlos ausgeliefert. Mindestens

einen Kilometer weiter nach rechts exerzieren erst die anderen Gruppen. Er will uns ganz allein haben, deshalb hat er uns so weit von den anderen fortjagt. Wie er jetzt vor uns steht, öffnen und schließen sich seine Fäuste, als wolle er uns würgen.

Und wahrhaftig, er würgt uns, ohne uns anzufassen. Seine Befehle hetzen uns und nehmen uns den Atem.

Wie schwer, wie ungeheuer schwer ist das Maschinengewehr! Bei jedem Schritt zieht mir das Eisengewicht die Arme und den ganzen Oberkörper herunter und mir ist, als wollten die Gelenke ausspringen. Bei jedem Schritt sacken wir tief in die Knie und schlagen mit den Knochen an das Eisen. Schon fühle ich es unter dem linken Knie warm rinnen, — es wird dort bluten. Ich kann nicht hinaffen. Wie angeschweißte Krümmen sich meine Hände um die Arme des Schlittens. Und furchtbar quält mich der Hunger!

„Oh oh oh oh . . . Phh . . . phh . . . ph . . . oh!“ höre ich Bumann, der jetzt hinter mir anfaßt, stöhnen, — und gleich darauf: „Hi — hi — himmeldonner — h — wetter!“ — Neben mir rennt Kilb mit den Kästen. Ihn und Bumann läßt der Teufel noch manchmal bei den Kästen ablösen, — aber mich muß er ganz besonders gefressen haben; denn schonungslos faucht er weiter und weiter meinen fast leblosen Körper an: „Auf! Auf! Schützen — wechseln!“ Jetzt bin ich hinten am Gewehr, Kilb ist vorne, Bumann an den Kästen.

### „Stellung!“

Bei diesem Befehl können wir uns endlich längere Zeit hinlegen. Ich falle zusammen wie ein Sack. Lang ausgestreckt liege ich hinter dem Gewehr. Neben mir liegt Bumann, blaurot im Gesicht. Seine Augen quellen hervor, seine Lippen sind weit geöffnet, ein Stück der Zunge liegt vor seinen Lippen. Er jappt nach Luft wie ein auf Land geworfener Fisch. Es ist ein gräßlicher Anblick, und mir wird dabei ganz übel. — — — Wie abgetrennt fühle ich den Schmerz im Knie . . . der Schweiß rinnt in kleinen Bächlein kitzelnd am Leibe herunter . . . jetzt kann ich mich überhaupt nicht mehr bewegen. Alle Glieder sind wie zerbrochen. Das Blut klopft in den Schläfen und in den Augenhöhlen, in den Muskeln zuckt und zieht es. Und die Luft! Die Luft! Ich — kann — die — Luft nicht — durch — kriegen. (Wird fortgesetzt)

## Frauen, wie gefällt euch das?

Was hat die Frau vom Dritten Reich zu erwarten?

Diese Frage muß jede Frau, die ihr Wahlrecht verantwortungsbewußt ausüben will, beschäftigen. Vor allem aber geht diese Frage alle diejenigen Frauen und Mädchen an, die dem Nationalsozialismus heute noch unklar gegenüberstehen oder gar von einer Besitzergreifung der Macht durch die Nazis eine Verbesserung ihrer Lage erwarten.

Lassen wir führende Nationalsozialisten diese Fragen selbst beantworten:

Adolf Hitler teilt in seinem Buch „Mein Kampf“ die Bewohner Deutschlands in drei Klassen ein: Staatsbürger, Staatsangehörige und Ausländer. Die Staatsangehörigkeit als solche berechtigt nach seiner Auffassung nicht zur Führung politischer Ämter, ebenso nicht zur Teilnahme an den Wahlen. Der Staatsangehörige ist nach Hitlers Programm also ein Bürger zweiten Grades. Unter diese Rubrik gehört im nationalsozialistischen Staat auch die unverheiratete Frau. Hitler schreibt: „Das deutsche Mädchen ist Staatsangehörige und wird erst mit ihrer Verheiratung Staatsbürgerin.“

Selbstverständlich wird dadurch eine nicht geringe Zahl von Frauen unter diesem Gesetz der Degradierung leiden müssen, da wir in den meisten Kulturländern einen Überschuß an Frauen haben. So kamen in Berlin nach der letzten Volkszählung auf 100 Männer 118 Frauen. Am größten aber ist der Frauenüberschuß in den Altersklassen von 25 bis 45 Jahren, die am stärksten durch die Kriegsverluste an Männern betroffen wurden. Es bleibt Herrn Hitler vorbehalten, diese Frauen noch besonders zu bestrafen . . .

Aber auch die verheiratete Frau ist dem Manne keineswegs gleichberechtigt. So schlägt Hitler vor, die Möglichkeit frühzeitiger Eheschließung zu erwägen, aber keineswegs für beide Teile, sondern nur — für den Mann. Er begründet diesen Vorschlag mit den Worten: „Die Frau ist ja ohnehin nur der passive Teil.“ Sie gilt ihm also als eine Art Sache, eine seelenlose Puppe, die kein seelisches oder geistiges Eigenleben führt, geschweige denn ein Recht darauf hat.

Überall tritt bei den Nazis das Bestreben zutage, die Frau herabzusetzen und verächtlich zu machen. So schreibt Hitler bei seiner Behandlung des Weltkrieges von den „gedankenlosen Weibern, die daheim ihr Gift fabrizierten, mit dem die Front überschwemmt wurde“, und macht sie damit für die militärische Niederlage von 1918 verantwortlich.

Das „Gift“ sind die Briefe der Frauen und Mütter an ihre Söhne und Männer, die Briefe der Millionen, die daheim mit Aufbietung aller ihrer Kräfte in der Landwirtschaft, in der Industrie und im Hause versuchten, Männer- und Frauenarbeit gleichzeitig zu verrichten.

Diese Auffassung von der Frau ist keineswegs eine Privatansicht Hitlers, sondern sie ist einer der Hauptgrundsätze der gesamten nationalsozialistischen Partei.

Der nationalsozialistische Abgeordnete Feder schreibt in der Flamme in Nr. 26: „daß wir wieder zur Frau kommen müssen, die Magd und Dienerin ist. Weg, Wille und Ziel dazu aber heißt Nationalsozialismus.“

Dr. Goebbels äußert sich in seinem Roman „Michael“ folgendermaßen über die Frau: „Die Frau hat die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen“, und er faßt damit kurz und bündig die Tätigkeit der Frau im Dritten Reich zusammen.

Wie diese Aufgabe im einzelnen zu lösen ist, darüber gibt das Buch „Neuadel aus Blut und Boden“ von R. Walther Darrée Auskunft. Darrée will einen neuen Stand von „Fachleuten“ einführen, die sich ausschließlich mit dem Problem der Menschenzüchtung beschäftigen. Diese Fachleute müssen für jeden deutschen Staatsbürger besondere Zuchtakten führen. Nach diesen Zuchtakten werden die deutschen Mädchen in vier bestimmte Klassen eingeteilt. Klasse 1 umfaßt die besten, tauglichsten Mädchen, die zu etwa 10 vH aus der Schar der zur „vollen Ehe“ Tauglichen ausgewählt werden. Diese Klasse steht dem „neuen Edelmann“ des Dritten Reiches zur Verfügung. Aus ihr kann er frei wählen. Klasse 2 besteht aus solchen Mädchen, deren Verheiratung keine Bedenken grundsätzlicher Art entgegenstehen. Wenn jedoch ein Edelmann unter diesen Mädchen seine Zukünftige erwählen will, so wird er zuvor eine Untersuchung seiner Braut und die Genehmigung der Ehe durch das Heroldamt beantragen müssen, denn die „richtige Auslese“ befindet sich nur in Klasse 1. Klasse 3 endlich besteht aus Mädchen, gegen deren Verheiratung zwar von staatsbürgerlichen und sittlichen Gründen nichts eingewendet werden kann, deren erwerbiger Zustand jedoch eine Unterbindung der Nachkommenschaft verlangt. Ihnen wird die Ehe nur dann erlaubt, wenn sie sich sterilisieren (unfruchtbar machen) lassen. Klasse 4 endlich umfaßt alle diejenigen Mädchen, die nicht zur Ehe zugelassen werden.

Dieses völlig ausgearbeitete Programm der Züchtung, das nach dem Beispiel der Tierzüchtungen gestaltet wird, wird in einem nationalsozialistischen Staat praktisch ausprobiert werden. Der Verfasser will in diesem Fall Hegehöfe einführen, in denen bestimmte Edelzüchtungen vorgenommen werden sollen. Er geht in seinen Ausführungen von dem Grundgedanken Hitlers aus, daß die Frau „ja ohnehin nur der passive Teil“ sei und also als Zuchtobjekt sehr gut Verwendung finden könne. Sie untersteht nicht mehr wie bisher ihrem freien Willen, hat auch kein Recht mehr auf ihren Körper, sondern muß sich dem Urteil der Fachleute, der sogenannten „Zuchtwarte“, unterwerfen. Diese Zuchtwarte sind eine neue Art von Beamten, ein „von Staats wegen besoldeter Stand“, etwa so wie die Richter.

Eine solche Auffassung der Frau als Zuchtobjekt schließt selbstverständlich jede geistige Betätigungsmöglichkeit aus. Der Nationalsozialismus muß es sich deshalb zum Ziel machen, die Bildungsmöglichkeit wie die Erwerbstätigkeit der Frau zu unterbinden. Man wird die Frage einwerfen, was die ungezählten Frauen beginnen sollen, deren Männer keine Arbeit haben oder Löhne nach Hause bringen, die unter dem Existenzminimum liegen. Der Abgeordnete Gregor Strasser gab in seiner Rede auf der Reichstagung nationalsozialistischer Ärzte im Dezember 1931 darauf die Antwort: „Man wird ihr (der Frau) beibringen, mit dem Geld, was der Mann nach Hause bringt, auszukommen. Wurst und Weißbrot werden verschwinden, dafür werden die Nazis wieder die gute alte Erbsuppe zu Ehren bringen.“

Endlich seien aus der Fülle von Aussprüchen, die genau den gleichen Standpunkt vertreten, noch zwei Beispiele herausgegriffen: Alfred Rosenberg schreibt in seinem Mythos des 20. Jahrhunderts: „Der Mann ist auf allen Gebieten der Forschung, Erfindung, Gestaltung dem Weibe überlegen. Das Weibchen ist Weib kraft einer gewissen Fähigkeitslosigkeit.“ Die nationalsozialistische Zeitung Rheinfront schildert in der Nummer vom 4. Januar 1931 ausführlich, welche Behandlung die Frau, dieses Wesen zweiten Grades, im Männerstaat erfahren wird: „Wenige werden es auch nur von den Außenstehenden begreifen, daß der Verkehrston innerhalb der SA alles andere als keusch und still ist. Hier herrscht vielmehr ein sinnesfroher Landsknechtstil. Das Lager der Brauhemden ist nicht das puritanische Lager Cromwells. Wein, Weib und Würfel, zumindest die mittlere der Soldatenparolen, spielen keine geringe Rolle in der Armee des kommenden Deutschlands.“

Vergleicht man mit diesem nationalsozialistischen Programm die ruhige, zielbewußte Arbeit des Sozialismus, die in Deutschland trotz des verlorenen Weltkrieges, trotz furchtbarer Wirtschaftnot begonnen wurde, das Gesetz zum Schutze der arbeitenden Frau, das Gesetz zum Schutze von Kindern und Jugendlichen, die Schwangerenfürsorge, die Unterstützungsmaßnahmen zum Schutze von Mutter und Kind, die fleißige gewerkschaftliche Arbeit zwecks gerechter Lohnverteilung, dann wird es jeder Frau, auch der Hausfrau, klar werden, auf welcher Seite wir Frauen und Mütter stehen müssen, wenn wir die Errungenschaften der Republik behaupten und ausbauen wollen.

Nur der Sozialismus gibt der Frau und Mutter Menschenrecht! Nur der Sozialismus nimmt den Kampf auf gegen Unterdrückung in jeder Form, gegen Reaktion, Kriegshetze und Geldsackpolitik!

Für Freiheit, Schutz von Mutter und Kind, Schutz der arbeitenden Frau, gerechte Entlohnung aller Arbeitenden!  
 Für Republik, Frieden und Brot! E.M.





# Verbandsleben



## Gegen den freiwilligen Arbeitsdienst

In der heiß umstrittenen Frage des freiwilligen Arbeitsdienstes gehen uns ständig Beiträge aus Kollegenkreisen zu. Kürzlich haben wir die Zuschrift eines Kollegen gebracht, der aus bestimmten Gründen glaubte, für den FA eintreten zu sollen; heute geben wir einer Zuschrift Raum, die den gegenteiligen Standpunkt vertritt. Es wird da an Beispielen gezeigt, welche Gefahr der FA für die Arbeiterschaft darstellt.

Die Einführung des freiwilligen Arbeitsdienstes ist seit der Verordnung vom Juli 1931 rechtskräftig geworden. Die Regierungen, vor allem die der Hitler-Barone, wollen diesen freiwilligen Arbeitsdienst zum Zwangsarbeitsdienst umwandeln. Als Vorbild dienen die Vorbilder faschistischer Länder wie Polen und Bulgarien. Denn hier besteht für jeden Staatsangehörigen die Pflicht, eine bestimmte Zeit dem Staat seine Arbeitskraft völlig kostenlos zur Verfügung zu stellen. Der Wohlhabende kann sich vom Zwangsarbeitsdienst loskaufen. In diesen Ländern bestand anfangs die freiwillige Arbeitsdienstleistung, sie wurde aber später durch Beschluß der Regierung zwangsweise.

Bei uns in Magdeburg gibt es unter den 36 000 Erwerbslosen rund 5000 Jugendliche. Von diesen bekommt nur ein Bruchteil eine der drei Unterstützungsarten. Alle anderen müssen von ihren Eltern und Geschwistern ernährt werden. Bei uns gibt es zwei Formen der freiwilligen Arbeitsdienstpflicht. Das ist zuerst die Umschulung der Jungerwerbslosen zu Landarbeitern, um als Ersatz für die Polen und Saisonarbeiter zu dienen. Die Umschulung geschieht auf Gütern, laut einem Vertrag, den die Stadt mit den Gutsbesitzern abgeschlossen hat. Hier erhalten die Jugendlichen Unterkunft, Verpflegung und ein Wochentashengeld von 2,50 M. Soweit ich feststellen konnte, waren diese Jugendlichen fast alles ehemalige Facharbeiter, die nach der Beendigung der Lehrzeit aus dem Betrieb flogen. Fragt man sie, warum sie sich umschulen lassen, da sie doch einen Beruf haben, dann hört man, daß sie jederzeit bereit seien, wieder in ihrem Beruf zu schaffen, wenn die Betriebe nur Leute einstellen wollten.

Ausschlaggebend für die Bereitschaft der jungen Facharbeiter zur Umschulung ist vor allem: 1. Arbeitslosigkeit, zu Hause keine Unterstützung, oder sehr wenig, dauernde Reibereien mit den Eltern, die nicht begreifen wollen, daß nicht der Junge, sondern das kapitalistische System an der Erwerbslosigkeit schuld ist; 2. Druck des Wohlfahrtsamtes auf die unterstützten Jungerwerbslosen, Drohung mit dem Entzug der Unterstützung, wenn sie sich nicht zur angebotenen Umschulung melden.

Unnötig zu betonen, daß ein junger Arbeiter auch noch andere Wünsche haben kann, als der Spießer meint. Er will mal rauchen, mal zum Tanz, ins Kino oder Theater gehen, braucht auch mal ein Buch sowie einen neuen Anzug. Wer soll dem jungen Erwerbslosen das geben? Von den paar Pfennig Unterstützung kann er das nicht, und die Eltern können es ebenfalls nicht. Um nur ein paar Groschen zu bekommen, meldet sich der Junge zu jeder Arbeit, und sei sie noch so gering bezahlt.

Unsere Vertreter in den städtischen Ausschüssen haben offenbar vielfach nichts unternommen, die Not der jugendlichen Erwerbslosen zu lindern, andernfalls sie es nachdrücklich abgelehnt hätten, den freiwilligen Arbeitsdienst zur Tat werden zu lassen. Welch üble Wirkung der freiwillige Arbeitsdienst hat, wird schon beim Lesen einer Erklärung des Deutschen Landarbeiterverbandes offenkundig, die die hier am Orte erscheinende sozialdemokratische Tageszeitung brachte. In der Erklärung wird dargestellt, daß die umgeschulten Jungerwerbslosen die einheimischen Landarbeiter brotlos machen und daß die Gutsbesitzer und Großbauern lieber soich billige Arbeitskräfte schaffen lassen. Die Landarbeiter aber gehen dann stempeln. Dazu kommt, daß die jungen Industriearbeiter ihrem Beruf entfremdet werden, dem Naziterror auf dem Lande ausgesetzt sind und für Hitler und seine Barone die Kastanien aus dem Feuer holen müssen, indem sie Streikunfähigkeit zu leisten haben, wenn es die Landarbeiter wagen sollten, zu streiken.

Nun zu dem freiwilligen Arbeitsdienst, der von den Organisationen durchgeführt wird. Hier werden beispielsweise Sportplätze hergerichtet. Gut und schön. Aber wichtiger ist die Lohnfrage. Hierzu ein Beispiel unter vielen ähnlichen: Eine freie Turnerschaft baut schon seit Jahren an ihrem Platz Tausende Kubikmeter Erde müssen und sind bewegt worden. In den Jahren 1927-28 waren bei diesem Sportplatz Notstandsarbeiter der Stadt bei einem Wochenlohn von 35 M bei 45stündiger Arbeitszeit beschäftigt, auch in den gesetzlichen Kasern waren sie versichert. Jetzt sind Arbeitsdienstpflichtige da, die bei 36 Stunden Arbeitszeit nur 10,50 M die Woche bekommen. Hier zeigt es sich am besten, wie die Notlage der Jugend zu Zwecken mißbraucht wird, die gerade wir als Gewerkschaft bekämpfen müssen. Wenn Arbeit notwendig geleistet werden soll, dann muß eben der Tarif bezahlt werden. Dann werden wir aber sehen, daß die verantwortlichen Stellen und Kapitalisten kein Interesse am Arbeitsdienst haben.

Wenn die Jugend sieht, daß die Gewerkschaften so etwas fördern, gleichzeitig die Nazis jetzt aber brüllen: Seht, die Regierung und Systempartei führen das durch, was unsere Forderung schon lange ist! dann brauchen wir uns nicht zu wundern, daß die Jugend das Vertrauen zu uns verliert. Vom Abgleiten des freiwilligen Arbeitsdienstes zur faschistisch-militaristischen Erziehung will ich gar nicht weiter schreiben. Der Arbeitsdienst muß in jeder Form von den Gewerkschaften bekämpft werden. Jede Konzeption hat zu unterbleiben. Die Gewerkschaften und ihre Vertreter haben sich einzusetzen, daß die Jungerwerbslosen ausreichende Unterstützung bekommen und wieder in die Betriebe eingereicht werden. Gerade auf unserem Verbandstag mußte die Frage Arbeitsdienst gründlich behandelt werden, und dazu müßten Kollegen sprechen, die in Sachen des Arbeitsdienstes selbst praktische Erfahrung gesammelt haben.

## Ausgelernt — zum Stempeln!

Die mühsamkämpfige Armee der Erwerbslosen bekommt in diesen Tagen frisches Zuwachs. Zu den alten Gästen der Stempelkassen gesellen sich Hunderttausende neuer, nämlich die Junggesellen.

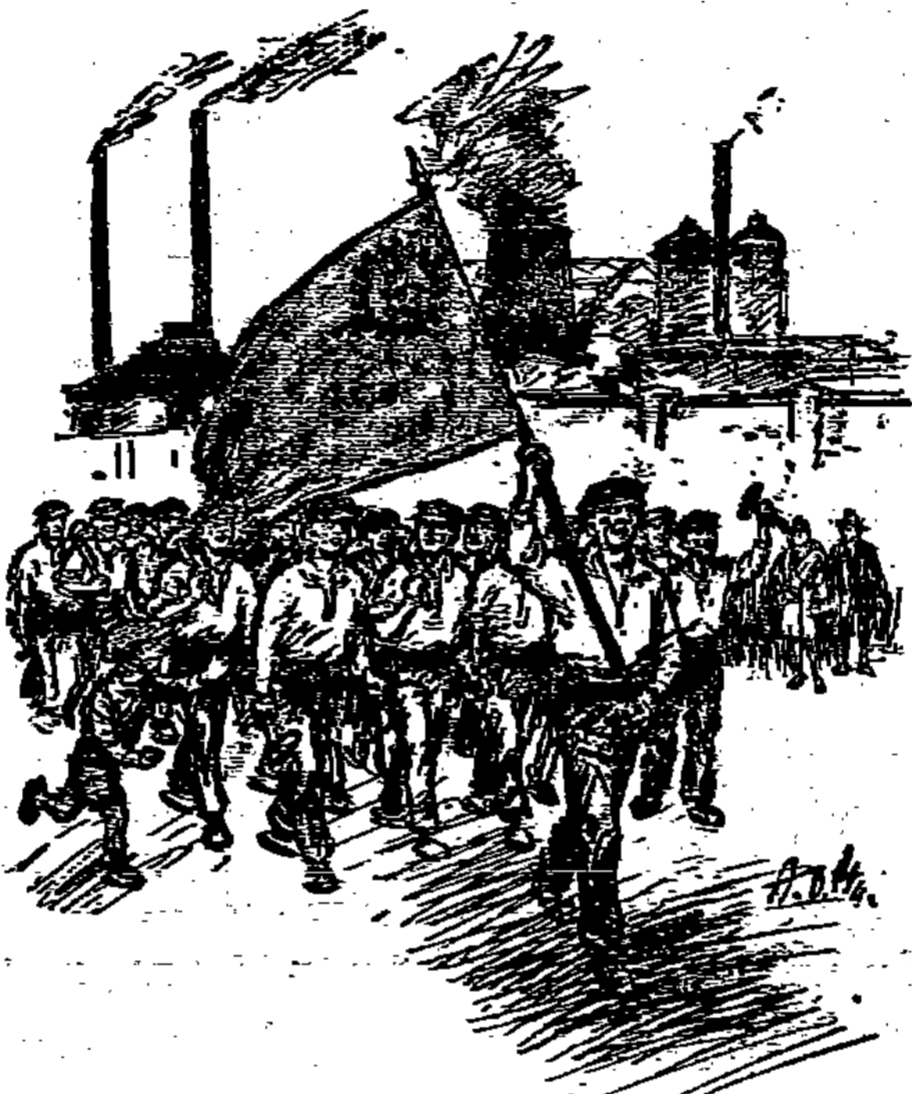
Vor wenigen Tagen standen sie noch in der Werkstatt, dem Bau oder hinter dem Ladentisch. Heute bevölkern sie bereits die Straße. Vor einer Woche wußten sie noch nichts von Schlagschüssen, heute stehen sie selbst schon Schlange. Und dazu haben sie gelernt? Haben sie eine drei- oder vierjährige Lehrzeit durchgemacht nach dem Grundsatz: Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Sie haben gelernt in der Hoffnung, es als angelernter Arbeiter ein wenig besser zu haben. Sie glaubten, dann freilassen zu können an den technischen und kulturellen Erbschaften. Doch weit gefehlt! Diese herbeiläufigen

Hoffnungen und Wünsche sind für sie zusammengebrochen, haben sich für unzählige junger Menschen als Luftschlösser erwiesen.

Das Sprichwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden“ gilt für die Ausgelernten nicht. Für sie hat es nicht einmal einen blechnernen Boden, sondern nur ein großes Loch, durch das all ihr Sehnen und Hoffen hindurchfällt. Und da wundert man sich, daß die Jugend radikal ist; daß sie hinter denen herläuft, die ihr am lautesten in die Ohren schreien.

Noch werden diese frischen Stempelbrüder eine Art Insel in der Schar der Erwerbslosen bilden. Ihr noch vorhandener jugendlicher Optimismus hebt sie auf einige Zeit noch über die Trostlosigkeit ihrer Schicksalsgenossen hinaus. Sie spüren noch nicht ganz — weder an Körper noch an Seele —, was es heißt, erwerbslos zu sein. Aber wie lange dauert das? Den ersten Schlag erhält ihr Optimismus, wenn sie erfahren, daß sie, weil noch nicht 21 Jahre alt, keine Unterstützung erhalten. Sie sind auch weiterhin auf die Taschen ihrer Eltern angewiesen. Derselben Eltern, die sie schon drei und vier Jahre durchgefüttert haben und deren Beutel durch die Lohnabbauwellen ziemlich dünn geworden ist.

Kein Wunder, wenn der jugendliche Optimismus der Neuerwerbslosen sich bald umwandelt in krassen Pessimismus — wenn sie einige Zeit gestempelt haben. Dann werden ihre zusammengebrochenen Hoffnungen und Wünsche zu Flüchen gegen die heutige Gesellschaftsordnung. Sie fühlen sich mißachtet und von der heutigen Gesellschaft ausgestoßen. Sie



## Wir für die SPD!

haben nicht die geringste Aussicht auf Wiedereinreihung in den Produktionsprozeß. Ihr junger Körper und Tatendrang sind zum Verwesens verurteilt. Und hier beginnt für sie die Radikalisierung. Sie, die zum übergroßen Teil noch nichts wissen von politischer Schulung, und die die Politik noch mit dem Herzen, aber nicht mit dem Verstand betreiben, unterliegen nur zu leicht den größten politischen Schreibern und Schwindlern. Sie werden Mitläufer einer Partei, die begründet ist auf tönernder Phrase, Uniform und Paradeschritt.

Für uns als Gewerkschafter aber kommt es darauf an, diese jungen Menschen vor politischer Versempfung zu bewahren. Sind sie doch Fleisch von unserem Fleisch, nur irrend und verzweifelt an sich und ihrer Umwelt.

Die organisierte Arbeiterschaft braucht ihre Jugend heute mehr als zuvor. Die Entscheidungsschlacht zwischen Fortschritt und Barbarei, zwischen Sozialismus und Faschismus wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. In diesem Kampf wird die Jugend den Ausschlag geben, je nachdem, in wessen Lager sie marschiert. Sorgen wir dafür, daß sie in dem Lager ihrer eigenen Klasse steht: auf der Seite des sozialistischen Proletariats.

Die proletarische Jugend gehört in die Jugendverbände der freien Gewerkschaften und der Sozialistischen Arbeiterjugend. Erst wenn dies erfüllt ist, wird die Zukunft unser sein. W.K.

## Fahnen auf Schornsteinen

Seit Monaten fahre ich an vier Fabriken vorüber. Von diesen vier Fabriken liegen drei still. Nur in einer wird geschafft. Immer das gleiche Bild: ein rauchender Schornstein und drei kalte.

Luftig kräuselt sich der Rauch des einen in der Luft. Er kündet uns von schaffenden Menschen, von Menschen, deren Leben noch Zweck und Ziel hat. Aus den Hallen dieser Fabrik dröhnt das Surren der Maschinen, das Zischen des Dampfes, das Klopfen der Hämmer — Rhythmus der Arbeit.

Und die anderen drei? Kein rauchender Schornstein, kein Surren der Maschinen, kein Hämmer fließiger Hände. Überall Stillstand. Leer sind die Hallen. Die Hände der Leute, die sie einst bevölkerten, sind zum Nichtstun verurteilt. Ich sehe diese Hände, wie sie dem Beamten des Arbeitsamtes die Stempelkarte hinreichen. Es sind schwelgische, harte Hände, die zapacken, die Werte schaffen möchten. Es sind Hände, die arbeiten möchten, nun aber zum Feiern gezwungen sind.

Die Fensterscheiben dieser Fabriken sind zum Teil zertrümmert. Aus den Löchern der Scheiben starrt mir das Grauen entgegen. Es ist dasselbe Grauen, das sich in den Augen derer widerspiegelt, die einst hier schafften. Es ist das Grauen der Not und der Sorge, der sie überantwortet sind.

Der Schornstein der einen der drei Fabriken beginnt zu zerbrechen. Schief hängt der Blitzableiter an seiner Krone. Es ist, als wolle er dem Strahl, der aus den Wolken zuckt, den Weg nicht verpassen, wenn er herniederstürzt, um die Werkstatt vollends zu zertrümmern.

Und auf den Schornsteinen der beiden anderen Fabriken wehen nicht die Fahnen, die hier wehen sollten, die Rachenfabrik nein, auf dem einen weht eine schwarzweißrote, auf dem anderen eine rote Fahne mit dem Hakenkreuz.

Eine schwarzweißrote und eine Hakenkreuzfahne als Symbol des Stillstandes — des Grauens und der Not. Die symbolischen Fahnen der Kapitalisten.

Ernst Reuse

## Vom Vorstand

Telegrammschrift: Metallvorstand Berlin  
Fernsprecher: Dönhoff 6750 — 6753

Mit Sonntag, dem 24. Juli, ist der 31. Wochenbeitrag für die Zeit vom 24. bis 30. Juli 1932 fällig.

Wir wiederholen das dringende Ersuchen des Vorstandes des Holländischen Metallarbeiterverbandes, unsere Mitglieder zu unterrichten, daß in Holland die Arbeitslosigkeit ganz außerordentlich zugenommen hat. Es ist deshalb nicht die geringste Aussicht für ausländische Kollegen, in Holland Arbeit zu bekommen. Die holländische Bruderorganisation, die an ihre eigenen Mitglieder Reiseunterstützung nicht zahlt, kann deshalb künftig an zureisende deutsche Kollegen keine Reiseunterstützung zur Auszahlung bringen. Wir raten unseren Mitgliedern dringend, diese Warnung zu beachten.

## Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag des Dänischen Metallarbeiter-Verbandes: Der Metallarbeiter Walter Schwarz, geb. am 5. Dezember 1909 zu Grotzsch, Mitgliedsbuch Nr. 6 290 004, wegen betrügerischer Handlungen bei Reisegebühren.  
Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

## Der Vorstandsvorstand

## Der Verbandstag der Schuhmacher

Der Zentralverband der Schuhmacher hielt in Mainz seinen Verbandstag ab. Die Mitgliederzahl des Verbandes hat sich trotz des starken Rückganges der Belegschaftsziffern gut gehalten. Die Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit sind im Schuhgewerbe derart groß, daß die übergroße Mehrzahl der Schuhfabrikarbeiter, wenn überhaupt, dann nur einige Stunden in der Woche beschäftigt ist. Der Verband wandte sich ganz entschieden gegen die fortgesetzte Lohnsenkung. Eine entsprechende Entschließung hierzu forderte die Arbeiterschaft des Schuhgewerbes auf, keine weiteren Lohnherabsetzungen hinzunehmen und alle Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen abzuwehren. In einer weiteren Entschließung wird die immer mehr um sich greifende Schwarzarbeit verurteilt. Weitere Entschließungen wandten sich gegen den Faschismus und die Arbeitsdienstpflicht. Die Debatte über die Beitragsfrage fand ihren Ausklang dahingehend, daß angesichts der in Aussicht stehenden Kämpfe eine Beitragsermäßigung nicht vorgenommen wird. Den Kurzarbeitern soll aber in der Beitragsfrage entgegengekommen werden. Die Vorsitzenden und der Redakteur wurden einstimmig wiedergewählt. Neugewählt wurde Schubert, Hamburg, als Sekretär, und der bisherige zweite Kassierer Huber als Hauptkassierer.

## SPD für Erwerbslose

Auf Grund einer Anregung der sozialdemokratischen Mitglieder des Verwaltungsrates der Reichspost hat der Reichspostminister eine Verfügung erlassen, durch die der Erlaß von Rundfunkgebühren für arbeitslose Rundfunkteilnehmer ausgedehnt wird. Die Verfügung bestimmt:

„Mit Wirkung vom 1. August 1932 können die Rundfunkgebühren durch die Postämter auf Antrag auch Arbeitslosen erlassen werden, denen die versicherungsmäßige Arbeitslosenunterstützung nach Ablauf von 36 Tagen (6 Wochen) wegen Hilfsbedürftigkeit weitergewährt wird. Ferner werden die Postämter ermächtigt, Arbeitslosen, denen die Rundfunkgebühren nach den bestehenden Bestimmungen erlassen werden können, den Erlaß der Rundfunkgebühren auch dann zu gewähren, wenn die Arbeitslosen im freiwilligen Arbeitsdienst Verwendung finden und die Vergütung für diese Beschäftigung nicht höher ist als die ihnen sonst aus der Arbeitslosenfürsorge zustehende Unterstützung. Die Postämter sind sogleich entsprechend zu verständigen.“

Die weitergehenden sozialdemokratischen Anträge auf Ausdehnung der Gebührenfreiheit auch auf Sozialrentner und andere minderbemittelte Schichten werden in der Verwaltungsratssitzung am Freitag, dem 8. Juli, erörtert werden.

## Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.) Hamburg, Rothenbaumchaussee 20

## Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im 2. Quartal 1932

Krankenkasse:	
Einnahmen	159 380,47 M
Ausgaben	200 491,52
Mehrausgaben	41 111,05 M
Kassenbestand am 1. April 1932	1 862 689,11
Kassenbestand am 30. Juni 1932	1 841 578,06 M

Sterbekasse:	
Einnahmen	121 720,53 M
Ausgaben	103 858,24
Mehreinnahmen	17 862,29 M
Kassenbestand am 1. April 1932	1 767 947,81
Kassenbestand am 30. Juni 1932	1 785 810,10 M

Kollegen aller Berufe! Schützt euch und eure Familie im Krankheitsfalle vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiterkrankenkasse ein. Folgt nicht den Lockungen der Agenten der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen, aber nichts zu sagen habt. Bewahrt euch vor Schaden dadurch, daß ihr euch nur bei euren eigenen Unternehmungen versichert. Heute ist die Notwendigkeit der Zugehörigkeit zu einer guten Zuschußkasse dringender denn je; denn der bei den Pflichtkassen erfolgte Abbau kann nur durch die Leistungen der Zuschußkassen wieder ausgeglichen werden. Im Jahre 1880 von Arbeitern gegründet, besitzt die Kasse heute über 1000 Verwaltungsstellen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Beitritt kann bei den örtlichen Verwaltungsstellen jederzeit erfolgen, oder man wende sich an die Hauptverwaltung: „Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.) Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 20.“

Hamburg, im Juli 1932

Der Vorstand

### Proletarische Erhebung in Belgien

In den belgischen Kohlenbezirken war es zur Abwehr von Lohnabbau und Brotverteuerung zu einem Streik gekommen. Der Kampfweck wurde ausgedehnt auf die Erhaltung der Arbeitslosenunterstützung für die Versicherten und genügende Hilfe für die Nichtversicherten, Verteilung der Arbeit unter Kontrolle der Gewerkschaften, keine Lohnkürzung mehr, verbürgte Existenzminimum, Einführung der gesetzlichen 40-stündigen Arbeitswoche und keine Verteuerung des Brotes durch Steuern.

Der anfangs ganz ruhig verlaufene Ausstand wurde durch das Einsetzen von Militär und berittener Gendarmerie in sein Gegenteil gekehrt. Die belgischen Regierungen waren in der Regel klug genug, die bewaffnete Macht bei wirtschaftlichen Kämpfen nicht sehen zu lassen. Wenn wir uns nicht ganz täuschen, ist seit den großen Wahlkämpfen an der Jahrhundertwende nie wieder Militär gegen Arbeiter eingesetzt worden. Da es jetzt wieder erschien, konnte es nur provozierend wirken, zumal es in einem wirtschaftlichen Streit geschah, der kluge Zurückhaltung von der Regierung heischte.

Durch die Provokation dehnte sich der Streik über Nacht auf das ganze Industriegebiet aus. Zu den Bergleuten traten die Metallarbeiter, die Textiler und die anderen Berufe, so daß das ganze Revier zum Stillstand kam und der Generalstreik von ganz Belgien wahrscheinlich wurde. Am Montag, dem 11. Juli, war die sozialdemokratische Zeitung Brüssels, der „Peuple“, über die Hälfte mit Aufrufen der Arbeiterpartei und der Gewerkschaften gefüllt, woran sich Berichte über die Unruhen und die Kämpfe mit der bewaffneten Macht reihten. Daraus erfahren wir, daß es verschiedentlich zu Straßenkämpfen mit vielen Verletzten und ein paar Toten gekommen ist. Manche Belegschaften verbarrikadierten sich auf den Straßen oder in den Betrieben, dem Direktor eines Metallwerks wurde die Villa in Brand gesteckt. Der Aufruf der Arbeiterpartei wendet sich am Schluß an die Soldaten mit den Worten: „Soldaten, erinnert euch, daß euch gegenüber Brüder eurer Klasse stehen, die für eine gerechte Sache kämpfen!“

Die Unruhen in der alten Wetterecke Belgiens haben im ganzen Lande gewaltige Erregung entfacht. Ob sich die Unruhen auf andere Bezirke ausdehnen, wie man es nach den erwähnten Berichten aus Brüssel annehmen könnte, scheint uns beim Lesen der Verhandlung in der belgischen Kammer zweifelhaft. Der Streik stand dort am 12. Juli auf der Tagesordnung. Die ersten Ereignisse im Industriegebiet scheinen auf die bürgerlichen Parteien und die Regierung nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. Ihre Redner zögten sich auffällig versöhnlich, nur der Ministerpräsident Renkin verfiel am Schluß in einen Scharfmacherton, während der Arbeitsminister sich bereit erklärte, mit den Zechenbesitzern Verhandlungen über die Beilegung des Ausstandes anzubahnen. Der weitere Verlauf des Ausstandes hängt im wesentlichen von dem Ergebnis der amtlichen Verhandlung und dem Verhalten der Regierung in Sachen der Arbeiterforderungen ab.

Dieser Ausstand ist als das Aufbäumen der durch Arbeitslosigkeit und Lohnabbau zur Verzweiflung gebrachten menschlichen Kreatur anzusehen. Schließlich sind auch die Proletarier einmal am Ende ihrer Geduld oder Leidensfähigkeit. Der Aufstand ist ein Menetekel für die Regierung und das Unternehmertum. Wenn sie selbst jetzt noch nicht zu Einsicht und wirksamen Hilfsmaßnahmen kommen sollten, dürften sie bald noch mehr gewahr werden.

### Wie Überstundenarbeit bezahlt wird

Der Trud vom 17. Juni berichtet, daß auf der Fabrik für Laboratoriumsapparaturen „Labormotis“ über ein Jahr lang wichtige Bestimmungen der Arbeitsgesetzgebung auf das grüblichste verletzt wurden. Das geschah in der Jagd nach äußeren Erfolgen. Die Arbeit der Fabrik erfolgt sprunghaft. In den ersten Wochen des Monats liegt die Fabrik nahezu still, gegen Ende des Monats ändert sich das Bild: die Jagd beginnt, Überstunden werden zum System. Die Überstunden werden nicht bezahlt, sondern auf die Feierschichten angerechnet. Dabei hat sich die Betriebsleitung im Laufe des letzten Jahres nur ein einziges Mal an die Arbeitsinspektion mit dem Ersuchen gewandt, ihr Überstundenarbeit zu gestatten. Der Betriebsrat hat zu allen diesen Mißständen geschwiegen. Im September wurden 3505 Überstunden geleistet, im Oktober 3030, im November 1545, im Dezember 6968, im Januar 1657, im Februar 566, im März 2189, im April 1295.

Wie der Trud weiter schreibt, hat die Betriebsleitung völlig vergessen, daß sie eine Sowjetfabrik verwaltet. Die Betriebsleitung schließt Sonderabmachungen mit einzelnen Arbeitern, die unter völliger Umgehung der Bestimmungen des Arbeitskodex erfolgen. Arbeiter haben vielfach nächtelang gearbeitet, um diesen Abmachungen nachzukommen. Der Lohnfonds der Fabrik ist im Zusammenhang mit diesen Sonderabmachungen stark überschritten worden. In den ersten vier Monaten dieses Jahres wurde der Lohnfonds der Fabrik um über 12 vH überschritten. Nun werden der Direktor der Fabrik und sein Stellvertreter sich vor Gericht zu verantworten haben. Der Trud weist darauf hin, daß ähnliche Zustände auch auf anderen russischen Fabriken zu verzeichnen sind und verlangt, daß die zuständigen Sowjetbehörden, Parteiorgane und Gewerkschaftsinstanzen die Kontrolle über die einzelnen Betriebe erheblich verschärfen, damit diese Mißstände unmöglich gemacht werden.

### Ausländische Firmen in England

Auf eine Anfrage des Unterhauses vom 2. Juni 1932 stellte das Handelsministerium fest, daß eine von ihm und dem Arbeitsministerium angestellte Erhebung folgendes ergeben habe: In England sind jetzt 123 neue Unternehmen in Betrieb, die vom November 1931 bis Anfang Mai 1932 mit Hilfe ausländischer Konzerne ins Leben gerufen wurden. Unter diesen fremden Ländern steht Deutschland mit 65, Frankreich mit 11, Österreich mit 11, Belgien mit 9, die Vereinigten Staaten mit 9, Holland mit 6 und noch andere Länder mit 12 Fabriken. Am Stichtage waren in diesen neuen Arbeitsstätten — die 370 Ausländer, für die das Arbeitsministerium Arbeits-erlaubnis gegeben hat, abgerechnet — 3882 Menschen beschäftigt. Die Erlaubnis, fremdländische Arbeitskräfte zu verwenden, ist nur für die Errichtung und das Inangbringen der Maschinen oder auch zum Anlernen britischer Arbeiter, also nur für kurze Zeit, gegeben. Von den Förderern dieser neuen Unternehmen wird angenommen, daß, wenn sie besetzt sind, sich die Zahl der Arbeiter von 3882 auf 8000 erhöht.

### Trinkt Champagner und Wein

Das sagt nicht etwa der deutsche Reichsarbeitsminister, sondern der französische Arbeitsminister. Er hat vor kurzem einen Aufruf erlassen, in dem er den Franzosen als Heilmittel aus der Wirtschaftsnot empfiehlt, mit dem Sparen aufzuhören und mehr auszugeben. Scharf teilt er diejenigen, die Tanz, Konzerte, Theater und Film kritisieren, und weist darauf hin, daß das Gedeihen einer Nation nicht bloß in der Befriedigung der sogenannten lebensnotwendigen Bedürfnisse, sondern auch in den Ansprüchen an Kunst, Luxus und Komfort beruhe. Er erläßt deshalb den uns einigermaßen seltsam anmutenden Aufruf: Trinkt Champagner und Wein! Tragt seidene Wäsche und fahrt im Auto! Bei uns würden solche Worte wie Verhöhnung klingen.

# Der Todessturz des Schuhkönigs

In jähem Flug aufwärts, in jähem Sturz in den Tod — so hat Thomas Bata gelebt, so ist der berühmteste Unternehmer Mitteleuropas gestorben.

In einer armseligen Pantoffelschustererei im mährischen Zlin ist Thomas Bata aufgewachsen. Sein Vater war ein kleiner Pantoffelschuster und der vierzehnjährige Thomas ging auf die Jahrmärkte der kleinen Städte Mährens, mit einem Korb voll Pantoffeln beladen, mit den Produkten seines Vaters hausieren. Aber es duldeten den Jungen nicht lang in dieser armseligen Umgebung. Er ging nach Amerika hinüber und arbeitete in der großen Schusterstadt Lynn in Massachusetts in großen Schuhfabriken. Dort sah er zum erstenmal die moderne mechanisierte Schuhproduktion. Dort sah er zum erstenmal, wie das Kapital aus der Arbeitshast junger Mädchen und Frauen an den neuen Schuhmaschinen Riesenprofite zu schöpfen verstand. Dort träumte er den Traum seines Lebens.

Er kam zurück in die tschechische Heimat. Zurück in das Elend der armseligen Schusterei. Wie heraus aus dem Elend? Da krachten die Bomben von Sarajevo. Da brach der Krieg in das Land. Von weinenden Müttern, Frauen, Kindern begleitet, rückten Millionen Reservisten ein. Hunderttausende, die nie wieder zurückkehren sollten. Thomas Bata aber hatte andres im Sinn. Er raste nach Wien. Er stellte sich im Kriegsministerium an. Und es gelang: er brachte eine Bestellung auf fünfzigtausend „Kommodeschuhe“ nach Hause, wie sie die Soldaten im Tornister trugen. Bata wurde Kriegslieferant. Drüben auf den Schlachtfeldern verröchelten die Sterbenden. Zu Hause weinten sich die Mütter die Augen blind. Bata aber lieferte Schuhe. Bata's Betrieb wuchs von Monat zu Monat. Bata's neue Fabrik stand unter dem Kommando eines militärischen Betriebsleiters, der jeden Arbeiter, der nicht so schnell arbeitete, wie es Bata wünschte, mit strengem Arrest bestrafte. Bata wurde reich.

Der Krieg war zu Ende. Die Militärlieferungen hörten auf. Bata's Arbeiter jagten den militärischen Betriebsleiter davon und schlossen sich der Gewerkschaft an. Was tun? Bata warf den ersten Streik der Arbeiter seiner Fabrik gewaltsam nieder. Seither hat er keinen Organisierten in seinem Betrieb mehr geduldet. Bata reorganisierte seinen Betrieb. Er übernahm von den Amerikanern das laufende Band, die modernsten Maschinen. Er übertraf sie durch die Arbeitsorganisation, die er erfand. Er teilte den Betrieb in ein paar Dutzend Werkstätten, die jeder Schuh im Laufe des Produktionsprozesses nacheinander durchlaufen mußte. Jede Werkstätte mußte das Arbeitsprodukt von der vorausgehenden zu einem festen Preis kaufen und es der folgenden zu einem festen Preis verkaufen; der „Gewinn“ wurde zwischen dem Meister und den Arbeitern der Werkstätte geteilt.

Es ist nichts anderes als ein besonders raffiniertes Gruppenakkordsystem. Aber es hat Wunder gewirkt. Die Arbeiter jeder Werkstätte wußten: wir können nicht mehr bekommen als die Differenz zwischen dem Einkaufspreis des Vorprodukts, den wir der Vorwerkstätte bezahlen, und dem Verkaufspreis unseres eigenen Arbeitsprodukts, das wir von der Nachwerkstätte bekommen. So hatten die Arbeiter selbst das allerstärkste Interesse daran, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele

Produkte herauszubringen und dabei am Rohstoff und allen Hilfsstoffen möglichst zu sparen. Das System hat aus der Arbeitskraft der Arbeiter das Äußerste herausgepreßt. Es hat bewirkt, daß die Arbeiter, um den Achtstundentag unbekümmert, ihre Arbeitszeit bis zum Doppelten ausdehnten. Es hat die Lohnquote unerhört gesenkt. Dank diesem raffinierten System der Ausbeutung konnte Bata die Verkaufspreise seiner Schuhe immer tiefer drücken, alle seine Konkurrenten schlagen, seine Produktion im Eiltempo ausdehnen. In drei Jahren brachte er die Leistung der Arbeiter von zwei Schuhen auf zehn Schuhe je Kopf der Belegschaft, die Produktion seines Betriebes in Zlin von drei Millionen Paaren auf 22,5 Millionen Paare im Jahre hinauf. Immer gewaltiger wurde seine Produktion. Die niedrigen Verkaufspreise und die Kunst seiner Reklame eroberten seinen Schuhen den Weltmarkt. Die Tschechoslowakei überholte im Export von Schuhen England, Amerika, Deutschland. Die Zahl seiner Arbeiter in Zlin wuchs über zwanzigtausend.

Bata wurde zum Nationalhelden der tschechischen Bourgeoisie. Er koptierte Ford. Er hielt Vorträge über den „Dienst am Kunden“ und stattete seine Verkaufsstätten in allen Städten der Tschechoslowakei mit moralischen Belehrungen im Stil Henry Fords aus. Er gehörte wie Hoover und Ford, wie Bosch und Flick zu den bewunderten Heroen der Rationalisierungszeit.

Aber während die Professoren noch die Heroen des „schaffenden Kapitals“ feierten, während ein Heer gekaufter Lobschreiber noch den „tschechischen Ford“ rühmte, dessen billiges Schuhwerk es bewirken werde, daß in der Welt kein Kind mehr barfuß gehen müsse, brach die Weltwirtschaftskrise über den Kapitalismus herein. Der Konsum ging zurück; Arbeitslose können keine Schuhe kaufen. Die Staaten sperrten sich gegeneinander mit Hochschutzzöllen, Einfuhrverboten, Devisenverordnungen ab. Bata konnte seine Schuhe nicht mehr an den Mann bringen. Er suchte Auswege. Er wollte Fabriken in Deutschland, in der Schweiz, in Holland, in Österreich errichten, um das Hindernis der Zölle zu überwinden; und überall, wo er zu verhandeln begann, zickerten die Schuhfabrikanten und die Arbeiter der Schuhfabriken vor der drohenden gefährlichen Konkurrenz. Er flog in seinem Flugzeug nach Indien und zurück, um dort eine Verkaufsorganisation zu schaffen, die seinen Schuhen den indischen Markt erobern sollte, und gestaltete diesen Flug zu einem Meisterstück der Reklame. Aber alle sein Anstrengungen waren umsonst; sein Unternehmertum rang vergebens mit der Krise.

In früher Morgenstunde ist er trotz ungünstiger Witterung in seinem Flugzeug aufgefliegen. Er stürzte ab. War es Zufall? Oder hat der Schuhkönig den Tod im Flugzeug gesucht wie vor ihm Löwenstein, der König der Kunstseide?

Die Könige gehen. Der Flick, Junkers und Borsig, die Lahusen und Katzenellenbogen, die Kreuger und die Bata — einer nach dem andern von den Großen der kapitalistischen Industrie bricht zusammen. Eine alte Welt stürzt und ihre Götzenbilder fallen mit ihr. Aber die neue Welt, die aus dem Zusammenbruch der alten werden muß, ist noch nicht da. Darum windet sich die Welt in Not, in Schmerzen, in Fieberträumen. (Wiener Arbeiterzeitung)

## Die „gute, alte Zeit“ der Barone

### Tagelohn 1,70 Mark — Ausschließung von der Seilfahrt — Schwarze Listen

Im Dortmunder Generalanzeiger werden jetzt die Arbeiterverhältnisse des westdeutschen Industriebezirks in der Zeit geschildert, wo die Schlot- und Krautjunker noch allein herrschten. Man vernehme: Die Lohnzahlungen, berichtet das genannte Blatt am 7. und 8. Juli, erfolgten in Abständen, die dem Unternehmer gefielen. Um sich vor dem Untergange zu retten, ging der Kumpel in den Werkskonsum. Zwar war das Trucksystem, die Bezahlung der Arbeiter in Waren, verboten, doch kassierte der Werkskonsum unbedenklich die von ihm entnommenen Waren vom verdienten Lohn des Arbeiters. So bekam der Kumpel, wenn er obendrein in einer Werkswohnung lebte, selten noch bares Geld in die Hände.

Die offizielle Arbeitszeit betrug 9 bis 10 Stunden ausschließlich Ein- und Ausfahrt. Mancher Kumpel blieb 14 bis 15 Stunden von zu Hause fort, um einen Lohn von 1,70 bis 1,80 M pro Kalendertag „verdienen“ zu können. Hatte der „Betrieb“, der Betriebsführer der Grube, ganz schlecht geschlafen, dann ließ er die zwei Schichten, die in der Woche noch verfahren wurden, als „Doppelt“ an einem Stücke herunterreißen. Aber das hätte sich vielleicht ertragen lassen, wenn der Kumpel die Kohle, die er schlug, auch bezahlt bekommen hätte. Doch 10—15 vH der Wagen, die er förderte, wurden ihm „vernullt“, weil sie Mindermaß geladen hätten oder unrein seien. Als „unrein“ galten auch die Wagen, die nicht genug Stücke enthielten.

Ein noch beliebteres Strafmittel für widerspenstige Bergleute war die Ausschließung von der Seilfahrt, also die Verurteilung zum Fahrenklettern. Solche „Delinquenten“ wurden nicht maschinell in die Grube befördert, sondern sie mußten auf Leitern in die Tiefe steigen und wieder zurückkommen. 1889 machte sich noch eine andere Bergarbeiterforderung bemerkbar,

die wir heute einfach nicht verstehen können. Sie verlangte, das Einschließen ganzer Belegschaften in den Grubenbauen sollte verboten werden. Sie hatten sicher allen Grund, diese Forderung zu erheben, denn nur die wenigsten Zechen hatten zwei Schächte. Sie arbeiteten fast alle mit einem Förderschacht, in dem sich ein Wetterscheider befand. Nur so wurden die Gruben bewettert. Die Bergleute klagten allgemein über die schlechten Wetter, in denen sie arbeiten mußten, sie hätten manchen ihrer Kameraden ohnmächtig zutage schaffen müssen. Trotzdem wurde in allen, auch den gesunden Gruben mit Pulver und Dynamit geschossen. Massenunglücke waren an der Tagesordnung. Die bergpolizeilichen Verordnungen, die ihnen entgegenarbeiten sollten, wurden aus Gründen der Senkung der Gesteigungskosten sabotiert.

Strafmittel bestanden in Geldstrafen, Maßregelungen und in der „schwarzen Liste“. Am 25. Mai 1885 veröffentlichte die „Westfälische Volkszeitung“, ein Zentrumsorgan, den Schichtenzettel eines Ruhrkumpels, der geglaubt hatte, 103 M verdient zu haben. Er erhielt nur 45 M ausbezahlt. 58 M waren ihm für Gezüge, Dynamit und Strafen einbehalten worden. Das ist ein „abscheulicher Diebstahl“ und eine „himmelschreiende Sünde“, schrieb das Zentrumsblatt.

Aber trotz dieser „Sünde“ blieb der Kumpel „ruhig“. Wagte er es, im Betriebe „den Mund aufzureißen“, dann flog er ohne Erbarmen aufs Straßenpflaster und bekam auf keiner anderen Grube Arbeit, da sich die Unternehmer gegenseitig die Namen derjenigen Bergleute meldeten, die sie wegen Unbotmäßigkeit oder anderen „ehrenrührigen“ Dingen entlassen hatten. Die „schwarze Liste“ war ein Druckmittel von entsetzlicher Wirkung. Tausende Bergleute zogen bettelnd und bittend von Zeche zu Zeche; aber immer wurde ihnen der „Schalter“ zugeschlagen, wenn der „Betrieb“ seine Bücher durchgesehen hatte. Das entmutigte sie gewiß nicht sofort. Vielleicht gab es doch noch eine Grube im „Kohlenpott“, der sie nicht gemeldet waren. Erst nach Monaten gaben sie das Rennen auf und ballten die Faust in der Tasche. . . .

Von diesen grauerregenden Zuständen weiß das jüngere deutsche Arbeitergeschlecht nichts. Es trat ins Leben, als die gewerkschaftliche und sozialdemokratische Organisation ein Teil der Mißstände schon beseitigt hatte. Welch unsägliche Mühe das gekostet, wieviel Opfer dabei auf der Strecke blieben, ist heute kaum noch vorstellbar. Und wieviel Gold aus den Knochen der Berg- und Hüttenarbeiter geschunden wurde. Lassen der ungeheure Reichtum der Industriepaschas und ihre prunkenden Schlösser einigermaßen ahnen.

Die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie haben den Arbeiterschindern nach und nach etwas soziale Einsicht beigebracht und ihr unbeschränktes Ausbeutungsrecht merklich eingedämmt. Daher die maßlose Wut der Ausbeuter über den „Marxismus“, daher ihre große Liebe zu den Nazis, von denen sie die Herstellung ihrer alten Beutefreiheit erwarten und darum Millionen den Nazis spenden. Wer die Wiederkehr der „alten, guten Zeit“ der Schlot- und Krautjunker verhüten will, der wähle am 31. Juli die sozialdemokratische Liste.



Sie haben den Sturz zu einer Wohlstandsmittel gemacht!

**Am 31. Juli geht es um Wohl und Wehe des arbeitenden Volkes!  
Dessen Sachwalterin ist die Sozialdemokratische Partei!  
Deren Sieg ist der Sieg der Arbeiterschaft!  
Darum wähle jeder und jede am 31. Juli die**

# Liste 1

## Fabrikspitzelei

**Schmutzige Unternehmermethoden —  
Abwehrkampf um Würde und Ehre**

Wir wiesen kürzlich hier auf die Geheimpolizei der Unternehmer hin. Inzwischen hat sich ein Fall ereignet, der mit dickem Strich unsere Ausführungen bekräftigt und die betriebskapitalistische Niedertracht hell beleuchtet.

In Köln-Kalk ist die Gottfried Hagen A.G. Ihr Generaldirektor Dr. Sieg machte vor ein paar Jahren eine Amerikareise, wobei er allerdings nichts Vernünftiges lernte. In der Heimat angekommen, forderte er schnelleres Arbeitstempo, Beseitigung aller „aus der Revolutionszeit stammenden Zwangs-gesetze“, also Beseitigung des Betriebsrätegesetzes und der Tarifverträge, ferner Entlassung aller „Faulen“, „Stupiden“ und sonstiger „Elemente“ aus dem Betrieb.

Die Firma ist auch Mitglied des Rheinischen Vereins gegen Fabrikdiebstähle. Aber die nun auf dem Gebiete der Betriebskontrolle mit amerikanischen Maßstäben messende Firma glaubte sich damit nicht genügend gesichert. Sie stellte darum einen besonderen Sicherheitsbeamten an. Da der nie viel zu tun hatte und eine starke Betriebsbelastung darstellte, wollte man ihm vermutlich die Portierstelle übertragen. Diese hatte aber seit 23 Jahren ein Pförtner J. inne. Er war wegen seines Fleißes und seiner Ehrlichkeit bekannt. Der Direktion blieb dies aber gleichgültig. Der Mann erhielt am 30. März 1932 auf Grund des Kündigungsschutzgesetzes zu Ende September gekündigt.

Dem Direktor A. g e t h e n schien dies aber zu lange zu dauern. Kurz entschlossen ließ er den Geheimagenten auf den Portier los, um ihn unter allen Umständen zu Fall zu bringen. Am besten konnte dies geschehen, wenn man dem Portier Unredlichkeit oder Diebstahl hätte nachweisen können.

Der Geheimagent wußte, daß der Portier eine ehrliche Natur und nicht so leicht zu beeinflussen war. Indem man nun einem zweifelhaften Subjekt Belohnungen versprach, gewann man sofort einen Helfershelfer. Dieser machte sich nun an den Portier heran. Unter der Angabe, er suche Grünfütter für seine Kaninchen, trat der Spitzel mit dem Pförtner in Verbindung. Bald darauf wurden die Gespräche „vertraulicher“. Schließlich fragte der Spitzel, ob in dem Betriebe nichts „zu machen“ sei, er könne allerhand Sachen gebrauchen. Aber der Pförtner wollte hiervon nichts wissen. Selbst Beeinflussungsversuche mit Alkohol blieben vergeblich.

Die Unternehmerpolizei schlug nun einen anderen Weg ein. Der Spitzel setzte sich mit dem siebzehnjährigen Sohn des Pförtners in Verbindung, der ebenfalls bei Hagen arbeitete. Nach und nach kam zwischen Sohn und Spitzel eine dicke Freundschaft zustande. Auf Grund dieser ließ sich dann auch der Sohn in seiner jugendlichen Unerfahrenheit überreden, dem Spitzel aus dem Betrieb heraus ein paar Gummisätze zu besorgen. An einem bestimmten Abend stieg der Junge über die Fabrikmauer, wobei ihm der Spitzel sogar noch behilflich war!

**Drei Pfeile sind das Siegeszeichen,  
Vor dem die Naziottern weichen!  
Nicht abseits stehen! Parole run!  
Legt alle die drei Pfeile an!**



Natürlich war der Fabrikpolizist über alles unterrichtet. Mit Freudenstrahlen verhaßte er nun das Opfer. Der Spitzel erhielt dafür sofort 100 M. Wegen angeblicher Mitwisserschaft wurde aber bald darauf der Pförtner fristlos entlassen. Über diese ungeheure Gemeinheit empört, ging nun der Vater zum Arbeitsgericht Köln. Er verlangte Weiterbeschäftigung, da kein Grund zur fristlosen Entlassung vorgelegen habe. Von der „Verfehlung“ seines Sohnes sei ihm vorher nicht das geringste bekannt gewesen.

Die verklagte Gottfried Hagen A.G. erklärte, daß der Verein gegen Fabrikdiebstähle die Firma darauf aufmerksam gemacht habe, daß in ihrem Betriebe viel gestohlen werde. Die Geheimkontrolle ihres Sicherheitsbeamten habe dann schließlich den Sohn als einen der Täter erwischt. Daß der Vater davon gewußt habe, könne der Herr H. bezeugen. Dieser war aber niemand anders als der Spitzel. Eigenartigerweise schien dieser aber über seine schmutzige Tat Reue zu empfinden. Ganz offen erklärte er, daß er von dem Fabrikpolizisten oder Geheimagenten gekauft worden sei. Dieser habe ihm gesagt, der Direktor A. mache ihn verrückt, er müsse unbedingt das Material bringen, damit der Pförtner fristlos entlassen werden könne. Ihm, dem Spitzel, seien 300 M. Belohnung zugesichert worden, jedoch habe er nur 100 M. bekommen. Hierbei soll der Geheimagent erklärt haben, der Junge sei nicht mehr als 100 M. wert. Für den Alten, den Portier, sei er aber gerne bereit, 300 M. zu zahlen! Und damit die Firma den Arbeitsgerichtsprozess gewinne, habe ihm der Rechtsbeistand von Hagen für günstige Zeugnisaussagen 250 M. versprochen!

So in die Enge gedrängt, bestritt nun die Gottfried Hagen A.G. alles. Besonders habe man nicht die Zeugnisaussagen beeinflussen wollen. Wohl sei dem Helfershelfer für seine Spitzeltätigkeit eine Belohnung versprochen worden. Vor dem Gerichtsstuhl habe er davon eine weitere Abschlagszahlung verlangt, was entschieden abgelehnt worden sei.

Alle Entschuldigungs- und Rechtfertigungsversuche der Firma konnten aber die Arbeitsrichter nicht überzeugen. Das Gericht entschied, daß die fristlose Entlassung ungerechtfertigt war und die zugesprochene sechsmonatige Kündigung zu Recht bestehe. Damit hat man den Pförtner von dem ungerechtfertigten Verdacht einer Mitwisserschaft befreit.

Am 1. Juni beschäftigte sich eine Belegschaftsversammlung mit dieser ungeheuerlichen Gemeinheit. Nach eingehender Aussprache, in der die Entrüstung über die ganze Angelegenheit zum Ausdruck kam, wurde folgende Entschloßung einstimmig angenommen:

„Die gesamte Belegschaft (Arbeiter und Angestellte) der Firma Gottfried Hagen A.G. in Köln-Kalk erklärt auf das bestimmteste, daß es für sie untragbar ist, unter einem System kontrolliert und beobachtet zu werden, das vor den gemeinsamen und niederträchtigsten Mitteln nicht zurückweicht, um ehrliche Arbeiter zu Verdächtigen zu stampeln. Sie ersucht die Firma, daß mit diesem System gebrochen wird. Gehe eine zweckentsprechende Kontrolle hat auch die Belegschaft nichts einzusetzen. Solchen Methoden jedoch, wie im Falle des Portier J., darf sie nicht mehr überblickt werden. Die Belegschaft gibt der Erwartung Ausdruck, daß die Firma alles tut, um die Kontrollmaßnahmen

so zu gestalten, daß die Interessen der Firma, aber auch die Würde der Belegschaft, unter allen Umständen gewahrt bleiben. Daher glaubt die Belegschaft, daß der Sicherheitsbeamte (Geheimagent) nicht mehr mit der Kontrolle der Angestellten und Arbeiter beschäftigt werden kann. Sie lehnt es ab, sich von demselben noch weiter visitieren zu lassen, da die Belegschaft demselben zutraut, daß er bei seiner weiteren Kontrolle ähnliche Mittel in Anwendung bringt wie im Falle des Portier J.“

In einem weiteren einstimmigen Beschluß wurde der Betriebsrat beauftragt, bei der Direktion der Firma dahin vorstellig zu werden, daß all das Unwürdige, das der Belegschaft zugemutet wurde, entsprechend der Entschloßung abgestellt wird.

Verfasser dieser Zeilen könnte aus anderen Kölner Firmen noch ähnliche Vorgänge anführen, die beweisen, daß in der Verteilung von Arbeitern zu Fabrikdiebstählen und anderen Vergehen System liegt. Christian Silberhell.

## Beredie Naziworte

„Ein Mißtrauen verdient Papen nicht!“

Naziabgeordneter Studentkowsky in einer Nazi-versammlung im Café Flora in Bremen am 1. Juli 1932.

„Wenn man auf gegnerischer Seite sagt, es müsse mit dem Regiment Papen abgerechnet werden, so kümmert mich das nicht.“

Adolf Hitler auf dem Münchener Hitlertag am 3. Juli 1932.

„Eine allgemeine Wegsteuerung aller Einkommen über 1000 bis 2000 M kann die NSDAP niemals gutheißen, da eine solche Besteuerung marxistischen Grundsätzen entspricht.“

Der „Angriff“ in Nr. 131 vom 23. Juni 1932.

„Der Nationalsozialismus wird auch größte industrielle Werke in Privatesitz (wir denken hier an Krupp, Mannesmann, Thyssen usw.) keineswegs als den Interessen der Gesamtheit zuwiderlaufend ablehnen.“

Gottfr. Feder in „Der Deutsche Staat“ 7. Aufl. S. 22.

„Die Regierung Papen hat in ihrer programmatischen Erklärung einige deutliche Worte über den „Wohlfahrtsstaat“ gefunden, in den Deutschland durch die Sünden vergangener Regierungen verwandelt worden sei. Diese Feststellung darf zusammen mit der Ankündigung einer „Anpassung der Unterstützungen an die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft“ als Auftakt eines Abbaus der sozialen Fürsorge angesehen werden. Es steht fest, daß die öffentliche Fürsorge aufgabenmäßig und finanziell einen Umfang angenommen hat, der einfach nicht mehr tragbar ist. Die Regierung kann unserer Unterstützung sicher sein, wenn sie diesen Zustand beseitigt.“

„Hamburger Tageblatt“ Nr. 138 vom 14. Juni 1932.

„Wenn die Nationalsozialisten regieren, dann werden 20 000 Beamte sofort und ohne Pension entlassen.“

Naziabgeordneter Münchmeyer in einer Rede am 18. November 1930.

„Die Nationalsozialisten sind keine Sozialisten. Die heutige Gesellschaftsordnung muß erhalten bleiben. Das Privateigentum an beweglichem und unbeweglichem Kapital bleibt erhalten. Die Nazis sprechen mit dem Arbeiter mit Hilfe der Faust. Diese Sprache versteht er am besten.“

Naziabgeordneter Sauckel im Thüringer Landtags-Wahlkampf 1929, zitiert nach „Dresdner Volkszeitung“ vom 16. August 1930.

„Niemand darf in der Produktion und im Verbrauch sozialisiert werden.“

Gottfried Feder in Nr. 231 des „Westdeutschen Beobachters“ vom 28. Oktober 1931.

„Keine Tarifverträge wie heute, sondern Existenzminimum. Streik wird nicht geduldet.“

Vortragsmaterial der Reichsführerschule der NSDAP der SA-Führer (Dienstnummer 969/31).

„Erste Pflicht der nationalsozialistischen Arbeitgeber ist unbedingt die Ausschaltung der marxistischen Arbeitnehmer aus dem Produktionsprozeß.“

Naziabgeordneter Triebel in „Freiheits-Kampf“ Nr. 275 vom 26. November 1931.

„Als oberste Wirtschaftsinstanz fungiert im Dritten Reich ein Reichswirtschaftsrat. Seine Aufgaben sind: Regelung der gesamten Lohn-, Gehalts- und Arbeitsfragen. Die Führung liegt hier beim Unternehmer.“

Dr. Wagner (Leiter der wirtschaftlichen Abteilung der NSDAP) am 24. November 1931 in der „Neuen Welt“ in Berlin.

„Unser Sozialismus muß aus der Rassenkunde heraus verstanden werden, er ist nicht der Sozialismus des Arbeiters.“

Naziabgeordneter Dr. Isdel am 16. November 1931 in einer Versammlung in Königsberg.

„Den Beamten wünsche ich, daß sie ihr Gehalt nicht in 2, sondern in 30 Raten im Monat bekommen.“

Naziabgeordneter Dr. Oepelmann am 11. September 1931 im Kriegervereinshaus in Berlin.

## Schriftenschau

Die neue Arbeitslosenhilfe sowie die Netzausgaben über die Steuer, Sozialrecht und Rechtspflege, Notverordnungen v. 14. Juni 1932. Texte u. Erläuterungen. 40 S. Preis kart. 1,20 M. Industrieverl. Spaeth & Lind.

Fenster aus Holz u. Metall. Von Adolf G. Schneck. Konstruktion u. Maschinenschlag. Ein Überblick über das Gesamtgebiet in maßstäblichen Rissen und Schnittchen und 145 Fotografien. Preis 14 M. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. An Hand dieser Unterlagen läßt sich jedes Fenster, auch jede neue Kombination und Abwandlung, ohne weiteres genau beurteilen und, nach Einarbeitung in den Entwurf, in seiner Ausführung nachprüfen. Das Buch ist ohne jeden Reklameneiß entstanden, doch sind alle ausführlichen Firmen und Architekten sowie die Besten und Bau-beschläge angegeben.

**ALLES BILIGER!**  
Kropf  
Schwellung, Ekzem, Indersdorf, Kropfbalsam  
abwärts u. empfindlich.  
1FLM-Kloster-Apothek  
Merseburg (Anhalt) 27 (Halle)



„Für uns Nationalsozialisten ist der Streik kein Ausdruck einer Wirtschaftskampfführung.“

„Völkischer Beobachter“ vom 8. Januar 1931.

„Der Tarifvertrag ist nichts anderes als ein aus rücksichtsloserster Ichsucht zweier an sich gleichberechtigter Kontrahenten entstandenes Produkt und somit ein tief beschämendes Armutszeugnis einer mit Volk und Vaterland nichts mehr gemeinhabenden geistigen Einstellung.“

„Volksparole“ Düsseldorf, Mai 1931.

„Konsumvereine, freie Gewerkschaften und Krankenkassen gibt es im Dritten Reich nicht mehr.“

Naziabgeordneter Kube in Nr. 2 der „Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung“ vom 3. Januar 1930.

## Der Stein des Anstoßes

In die Schlupfwinkel der Innenpolitik leuchtet die Frankfurter Zeitung:

„Die politischen Schwierigkeiten, die jetzt aus der Siedlungsfrage zu erwachsen drohen, beleuchten aufs neue die eigentliche Kernfrage der deutschen Agrar- und Ostpolitik. Man hat es recht gut verstanden, die unermesslichen Subventionen, die jahraus jahrein in Form von Zöllen, Marktstützungen, Kredithilfen und verlorenen Zuschüssen von der Allgemeinheit aufgebracht werden mußten, als eine wirtschaftliche und nationale Notwendigkeit hinzustellen, obwohl einsichtige Kreise sich längst darüber im klaren waren, daß der wahre Zweck aller dieser Maßnahmen nur der war, eine Handvoll Grundbesitzerfamilien im Besitz ihrer Güter zu erhalten, und nicht die große Zahl der Landwirte, vor allem der bäuerlichen Betriebe, die wir erhalten müssen, wollen und können, zu stützen. Jetzt, wo der entscheidende Punkt erreicht ist, weil es in der bisherigen Weise nicht mehr weitergeht, muß endlich Farbe bekannt werden.“

Diese Subventionspolitik war in dem Augenblick ad absurdum geführt, wo sich die Undurchführbarkeit der Osthilfeverordnung vom 31. März 1931 herausstellte.“



**Gewaltige  
Mengen Waren  
würden enorm billig erworben!  
Deshalb jetzt diese  
rätselhaften Preise!**

Diese Preise sind sofort angriffbar, wenn ein Käufer mit höheren Preisen kauft. Bestellen Sie also in Ihrem Interesse sofort!

Abgabe an jeden Besteller von jedem Artikel bis 50 Meter bzw. bis 20 Duzend oder 30 Stück. Keine Abgabe an Wiederverkäufer.

- 10 **Angebleichtes Baumwolltuch**, selbste Sorte, mit guten Waren, 75 cm, per Meter **-15**
- 11 **Angebleichtes Baumwolltuch**, besonders selbste, ziemlich dünnere Sorte, 75 cm, per Meter **-21**
- 12 **Angebleichtes Baumwolltuch**, prima, fast unversehrtes im Gebrauch, 75 cm, per Meter **-23**
- 13 **Weißes Semdentuch**, selbste Sorte, weiß gebleicht, 70 cm, per Meter **-17**
- 14 **Weißes Semdentuch**, sehr selbste, ziemlich dünne Sorte, weiß gebleicht, 70 cm, per Meter **-23**
- 15 **Weißes Semdentuch**, ganz vorzügliche Sorte, weiß gebleicht, für sehr gute Wäsche geeignet, 60 cm, per Meter **-27**
- 16 **Semdenflanell**, besonders reizvolle, überaus haltbare gute Sorte, garantiert einfarbige Kühle Stoffe 75 cm, per Meter **-26**
- 17 **Semdenjerse**, sehr schön und haltbar, Kühle gebaute weiche Stoffe 75 cm, per Meter **-26**
- 18 **Selbstevlies**, sehr selbste Sorte mit Kühle, 80x80 cm, per 1/2 Duzend **-50**
- 19 **Wickvlies**, ganz, haltbare Qualität, 45x45 cm, per 1/2 Duzend **-50**
- 20 **Bretterhandvlies**, aus guten mit höchsten eingewickelten Stoffen, 40x80 cm, per Stück **-29**

**Besonderer Kundenerfolg!**  
21 **Weißes Semdentuch**, gute, besonders haltbare Wäschequalität, selbste Sorte, jedoch mitunter mit kleineren, unregelmäßigen Flecken versehen, welche sich beim Waschen entfernen lassen. Sind beim Waschen gut beschleichen für gute, besonders selbste, sehr haltbare, haltbare Wäsche geeignet, ca. 70 cm, 9. Meter **-21**

Selbst erfolgt per Nachnahme vom 20. 10. — ca. postfreie Lieferung vom 20. 10. — ca.

Keine Garantie: Bei dieser großen Zahl von Waren auf meine Kosten und sonstige Zurechnungen des besten angelegten Betrages.

**Johel Wini, Weiden B4 (Df.)**  
Großes Schwarz-Weiß-Verfahren der Kri. Europa, mit eigenen Schwarz-Weiß-Abdrücken — mit eigenem Nachdruckrecht  
4000 Arbeiter und Angehörige.